

August 8/2014

Aus dem Inhalt

Daniela Engelhard
„Ich träume von einer Kirche als Hirtin“ 225

Ansgar Puff
Unser Weg durch die Wüste 227

Franz-Josef Bode
In der Spur des Konzils 235

Gerd Lohaus
Die Wahrheit [in] der Pastoral 242

Willi Oberheiden
Zehn Thesen für einen Paradigmenwechsel
in Glaube und Theologie 250

Theo Paul
Für eine Pastoral der offenen Türen 251

Literaturdienst: 255
Bruno Schrage/Judith Bielz: Den Glauben erinnern

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Weihbischof Ansgar Puff, Erzbistum Köln - Generalvikariat,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Bischof Dr. Franz-Josef
Bode, Bistum Osnabrück, Große Domsfreiheit 8, 49074 Osnabrück |
Domvikar Dr. Gerd Lohaus, Bistum Essen, Burgplatz
2, 45127 Essen | PR Willi Oberheiden, Münsergässchen 40,
53359 Rheinbach | Generalvikar Theo Paul, Bistum Osnabrück
- Generalvikariat, Hasestraße 40a, 40074 Osnabrück

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling
16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Daniela Engelhard

„Ich träume von einer Kirche als Hirtin“

„Wie behandeln wir das Volk Gottes? Ich träume von einer Kirche als Mutter und als Hirtin.“ Diese Worte von Papst Franziskus haben sich mir eingeprägt, als ich das Interview mit Antonio Spadaro SJ las. Franziskus beschreibt darin seinen Kirchentraum: Barmherzig sein, sich der Menschen annehmen, sie begleiten, ihre Herzen erwärmen, ihre Wunden verbinden, in der Nacht mit ihnen gehen – so mögen die „Diener der Kirche“ ihren Hirtendienst wahrnehmen. Er wünscht sich einen Hirtendienst, der mit großer Sensibilität, Empathie und in einer tiefen Zuwendung zu den Menschen ausgeübt wird. Frei von Überlegenheits- und Herrschaftsgebaren. Es ist bemerkenswert, dass Franziskus seinen Traum mit weiblichen Bildern ausdrückt. Nicht vom Hirten, sondern von der Hirtin ist die Rede. Und das hat vermutlich nicht nur mit dem weiblichen Geschlecht des Wortes „Kirche“ zu tun. Dem Bild von der Kirche als Hirtin folgt sein Wunsch, die Kirche möge neue Wege finden, auch zu denen, die nicht kommen oder sich von der Kirche abwenden und weggehen.

Wer geht weg? Neuere Erhebungen im deutschsprachigen Raum zeigen, dass insbesondere Frauen sich von der Kirche abwenden. In den letzten Jahrzehnten ist der Anteil der kirchlich gebundenen Frauen stärker zurückgegangen als der der kirchennahen Männer. Gerade bei jüngeren Frauen verlagert sich das ehrenamtliche Engagement von kirchlichen in andere ge-

sellschaftliche Felder. Sie kritisieren v.a. die Behandlung von Frauen und die mangelnde Beteiligung an Entscheidungsprozessen. Das zeigt eine Erhebung, die die Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz 2012 veröffentlicht hat. Diese Entwicklung trifft die Kirche „ins Mark“, wird doch die Glaubensvermittlung an Kinder und Jugendliche nicht nur in den Gemeinden, sondern nach wie vor auch in den Familien weitgehend von Frauen getragen. Wo Familien bzw. Frauen für die Glaubensweitergabe ausfallen, wird die nachfolgende Generation kaum noch von kirchlicher Verkündigung erreicht. Die Frauenfrage ist also mitnichten eine bloß innerkirchliche „Strukturfrage“, vielmehr geht es um die Evangelisierung, die Franziskus so sehr am Herzen liegt. Um den von ihm beschriebenen Auftrag verwirklichen zu können, braucht die Kirche die Erfahrungen und Charismen von Männern und Frauen auf allen Ebenen.

Auf die Frauenfrage angesprochen, antwortet Franziskus in dem bereits erwähnten Interview: „Die Räume einer einschneidenden weiblichen Präsenz in der Kirche müssen weiter werden.“ Und in seinem Schreiben „Evangelii gaudium“ betont er: Es müsse die Gegenwart der Frauen garantiert werden, auch „an den verschiedenen Stellen, wo die wichtigen Entscheidungen getroffen werden, in der Kirche ebenso wie in den sozialen Strukturen“ (EG 103). Damit eröffnet er neue Perspektiven und Raum für weitere Entwicklungen in der Kirche.

Dass Frauen weltweit in der Kirche in vielfacher Form Verantwortung wahrnehmen ist eine Tatsache. Frauen sind leitend tätig in Gemeinschaften, Gemeinden, Verbänden, Einrichtungen und Orden. In der Seelsorge sind Männer wie Frauen hauptberuflich tätig. Mehrere Diözesen fördern neue Verantwortungsmodelle, wie z.B. ehrenamtliche Gemeindeteams: Gemeindemitglieder erhalten eine kirchliche Beauftragung als Bezugspersonen für ihre konkrete Gemeinde vor Ort. Dadurch kommt in besonderer

Weise zum Ausdruck, dass sie als Getaufte und Gefirmte am Hirtenamt wie auch am priesterlichen und prophetischen Amt Christi Anteil haben.

Aber wie sieht es aus auf den Entscheidungsebenen, die offensichtlich auch Franziskus im Blick hat? In wichtigen diözesanen und überdiözesanen Entscheidungsprozessen und -gremien sind Frauen deutlich unterrepräsentiert oder nicht vertreten. So haben Frauen nur wenig Einfluss auf bedeutende Entscheidungen. Kardinal Kasper hat es kürzlich als „absurd“ bezeichnet, dass Frauen an der Kirchengipfel in Rom derart wenig vertreten seien. Er plädiert für mehr Frauen in leitenden Aufgaben der römischen Kurie. Die Deutsche Bischofskonferenz hat auf ihrer Vollversammlung im Frühjahr 2013 wichtige Selbstverpflichtungen hinsichtlich einer stärkeren Rolle von Frauen formuliert. So will sie etwa deren Anteil in kirchlichen Leitungspositionen erhöhen. Konkrete Vorschläge, wie das gehen kann, sind unter anderem von der Frauenkommission der DBK erarbeitet worden.

Das Kirchenrecht bietet Gestaltungsräume, die noch wesentlich mehr genutzt werden können: Jenseits der Ämter, die an die Weihe gebunden sind, können Laien bei der Ausübung des kirchlichen Hirtenamtes im Sinne von Leitungsdienst und Jurisdiktion mitwirken (c. 129 § 2). Welche Formen des Hirtendienstes sind an die Weihe gebunden, welche können von Laien wahrgenommen werden? Die dazu notwendigen weiteren Klärungen sollten bezehrt angegangen werden. Mehr Frauen im kirchlichen Hirtendienst – das würde dazu beitragen, dass die Kirche im Sinne von Franziskus mehr als „Hirtin“ erlebt würde. Und es wäre ein Zeichen des Vertrauens auf den Heiligen Geist: Es ist ein und derselbe Geist, der Frauen wie Männer bewegt, begeistert und über sich hinauswachsen lässt. Auf ihre Charismen darf nirgends verzichtet werden.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Oase“ könnte das verbindende Stichwort zwischen dem Einstiegsartikel des Augustheftes und der aktuellen Urlaubszeit sein. **Weihbischof Ansgar Puff** aus Köln meditiert Kirche und Priestertum in der Kirche von heute anhand der Metapher der Wüstenwanderung – ein biblisch vorgeprägtes Bild, dem bereits Origenes als Meister der Schriftauslegung auf der Suche nach den tieferen Sinnspuren hinter den Buchstaben nachgegangen ist. So wird die „Wüste“ durch Exegese und Meditation fruchtbar für eine spirituelle Standortbestimmung.

Einer anderen Spur, nämlich derjenigen des sich zum 50. Mal jährenden Konzils, folgt **Bischof Dr. Franz-Josef Bode** aus Osnabrück. Seine Worte sind kein Rückblick – der schon biblisch zu Erstarrung („Salzsäule“) bzw. Reich-Gottes-Verlust („Hand am Pflug“) führt –, sondern ein Rückgriff auf ein der Kirche an die Hand gegebener Vorrat zur Gestaltung der Zukunft.

Die beiden folgenden Artikel sind völlig unabhängig voneinander entstanden und bilden doch ein wunderbar zur Diskussion geeignetes Kontrast-Paar in der Frage nach dem Verhältnis von Theologie und Praxis. **Domvikar Prälat Dr. Gerd Lohaus**, zuständig für kirchliche Lehre, theologische Wissenschaft und Ökumene im Bistum Essen sowie Dogmatik-Lehrbeauftragter an der Uni Bochum, geht der Polarität beider Felder unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit nach. **PR Willi Oberheiden** aus Rheinbach mit Tätigkeit in der Gefängnis- und Gemeindegeseelsorge sowie als systemischer bzw. Familientherapeut, formuliert auf dem Hintergrund seines Wirkungsfeldes 10 Thesen.

Generalvikar Theo Paul aus Osnabrück schließlich liest aus seiner persönlichen Perspektive „Evangelii gaudium“, um daraus Perspektiven und Akzente für die Seelsorge abzuleiten.

Reichlich Stoff zum Nachdenken und sich inspirieren lassen, vielleicht in erholenden Gefilden!

Einen in diesem Sinne anregend-schönen August wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Unser Weg durch die Wüste¹

Wir befinden uns als Priester und als Kirche derzeit in der Wüste.

Die Wüste ist ein Ort, wo nicht viel wächst.

Unsere Gemeinden tun sich schwer mit dem Wachstum: die junge Generation ist in unseren Gemeinden kaum noch zu finden, es wachsen zu wenig Priesterberufungen, wir beerdigen mehr als dass wir taufen; unsere Gemeinden schrumpfen eher als dass sie wachsen.

In der Wüste lauern Gefahren:

Man ist den Angriffen von wilden Tieren und Dämonen ausgeliefert. Die Kirche hat auch manchen Angriff aushalten müssen: Ich denke an so manche Aggression aufgrund der Vorfälle in Limburg, an ungerechte Medienscheitel, vor allem aber an inhaltliche Angriffe gegen das christliche Menschenbild, wie z. B. durch die Gender-Ideologie.

In der Wüste gibt es die „Fata Morgana“,

eine Illusion, die etwas vorgaukelt, was gar nicht existiert. Mancher in der Gemeinde träumt Luftschlössern oder Spiegelbildern einer goldenen Vergangenheit nach, die es nicht gibt und so auch früher nie gab.

Die Wüste ist durch ihre Extreme eine Überforderung:

Es ist tagsüber extrem heiß und nachts extrem kalt. Mancher von uns hält die Belastungen in der Pfarrarbeit oder in der kategorialen Seelsorge kaum noch aus: die

extreme Menge an Arbeit bei extrem wenig Wirkung.

Die Wüste war für Christen aber auch immer ein Zufluchtsort:

Die frühen Mönche kehrten der Welt bewusst den Rücken und zogen in die Wüste. So fordert auch heute der eine oder andere, die Kirche solle sich aus einer bedrohlich empfundenen Welt, die immer gottloser wird, zurückziehen: sie solle besser den gesellschaftlichen Diskurs aufkündigen, sie solle sich aus gesellschaftlichen Aufgaben zurückziehen und z.B. die Trägerschaft von Schulen oder Krankenhäusern abgeben. Besser sei der Rückzug der kleinen Herde in die Wüste, als den Gefahren der Welt ausgesetzt zu sein.

Es macht die Wüste so schön, dass sie irgendwo einen Brunnen birgt!

Auch das kennen wir in unserer Kirche: Wir freuen uns über „Leuchttürme“ in unserer pastoralen Landschaft, über Orte, an denen eine geistliche Tiefenbohrung möglich ist; über geistliche Aufbrüche und über Ereignisse wie den eucharistischen Kongress oder die Weltjugendtage.

Dennoch: Die Wüste ist ein unwirtlicher Ort, ein Ort der Mühe, an dem man nur schwer leben kann.

Warum zwingst Du mich, Herr, diese Wüste zu durchqueren?

Warum gehöre ich zu einer Generation der Priester, die sich so abmühen muss? Vor allem: Welchen Sinn hat diese Situation?

Viele kennen das Buch von Christian Hennecke „Kirche, die über den Jordan geht“: Er vergleicht unsere kirchliche Situation mit der des Volkes Israel, das nach kurzer Wüstenwanderung an den Jordan kommt und vor sich das Gelobte Land liegen sieht. So wie damals Moses Kundschafter aussendet, so sollten auch wir heute das Neue, das vor uns liegt, erforschen.

Die Heilige Schrift berichtet aber, dass das Volk nach der Rückkehr der Kundschafter

ter voller Sorge und Angst ist. Es sehnt sich nach der Vergangenheit zurück, anstatt mutig das Neue zu erobern.

Schließlich erkennt JHWH, dass sein Volk noch nicht vorbereitet ist, um in diese neue Zukunft einzutreten und führt das Volk Israel daher vierzig Jahre durch die Wüste, solange bis alle Skeptiker und Nörgler in der Wüste gestorben sind.

Sind wir vielleicht die Generation von Priestern und Gläubigen, die der Herr vierzig Jahre durch die Wüste führt?

Wird erst die nächste Generation von Priestern die Kölner Kirche in das neue Land führen? Werden wir in der Wüste sterben, ohne gesehen zu haben, welche großartige Zukunft der Herr der Kirche von Köln schenken wird?

Manchmal denke ich: Ja, so ist das! Ich gehöre zu der Generation von Priestern, deren Leben von der Wüstenwanderung geprägt ist.

Ich bin aber auch fest davon überzeugt: Wenn Gott uns in die Wüste führt und dort leben lässt dann aus Liebe: Gott führt uns in die Wüste, um uns zu umwerben. Wir sollen etwas lernen. Aber was?

Vor einigen Jahren habe ich eine Interpretation der Wüstenwanderung des Volkes Israel durch den Kirchenvater Origenes kennen gelernt. Origenes legt seinen Gedanken das 33. Kapitel des Buches Numeri zugrunde. Der biblische Text ist staubtrocken; es werden fast nur Orte genannt. Origenes hat aber herausgefunden, welche Bedeutung diese einzelnen Orte haben und beschreibt, was an diesen Orten geistlich geschehen kann. So wird aus einer Wüstenwanderung auf einmal ein geistlicher Weg, den Gott führt

1. Der Aufbruch

Als erstes fällt auf, wie oft das Wort: „aufbrechen“ in dem Text vorkommt. Das Buch Numeri nennt 42 Orte, von denen 42 mal

aufgebrochen werden muss. Es geht um Aufbruch, um Fortschritt, um einen Weg, der gegangen sein will. Vielleicht muss uns neu bewusst werden, dass unser Priestertum nichts Statisches hat, sondern sehr dynamisch ist.

Wenn Gott doch ein dynamischer Gott ist, der „vorbeikommt“, dürfen wir innerlich keine Verweigerer von Dynamik sein.

Die Wüstenwanderung des Volkes Israel ist – so Origenes – der innere Weg, den jeder Mensch gehen muss, wenn er sein Christsein vertiefen möchte.

Und der Kirchenvater mahnt uns: Die Betrachtung der Wüstenwanderung solle uns anspornen, unseren geistlichen Weg ernsthaft zu gehen, damit wir zum Ziel, zu Christus gelangen, und unsere Leichen nicht in der Wüste liegen bleiben.

2. Die Vorläufigkeit

Die erste Etappe des geistlichen Wegs durch die Wüste führt uns in die Vorläufigkeit: Im Buch Numeri heißt es:

Aus Ramses brachen sie am fünfzehnten Tag des ersten Monats auf. Am Tag nach dem Paschafest zogen die Israeliten vor den Augen aller Ägypter voll Zuversicht aus, während die Ägypter ihre Erstgeborenen begruben, die der Herr bei ihnen alle erschlagen hatte. Die Israeliten brachen von Ramses auf und schlugen ihr Lager in Sukkot auf (Num 33,).

Ramses liegt in Ägypten. Ägypten ist eine Chiffre für die Mischung aus Unfreiheit und Bequemlichkeit, aus der Gott uns herausführen möchte. Ägypten war nicht nur Sklaverei, es war dort auch bequem. Unfreiheit und Bequemlichkeit – das widerspricht sich nur scheinbar!

Nehmen wir ein Beispiel aus unserem Alltag: die Entlastung der Pastöre von der

Verwaltung! Wir Priester jammern, wie unfrei wir sind, weil wir so viel Verwaltungstätigkeiten ausüben haben. 20 Stunden pro Woche braucht ein Pastor für Verwaltungsaufgaben. Davon soll er nun befreit werden.

Aber ehrlich: ist es uns nicht auch manchmal ganz bequem, am Schreibtisch zu sitzen und Rechnungen abzuzeichnen oder mit dem Architekten den Umbau der Kita zu planen?

„Ramses“ heißt übersetzt – so sagt Origenes – „ruheloze Betriebsamkeit“. Leben wir Priester und Diakone nicht oft in „Ramses“, in ruheloser Betriebsamkeit? Immer gehetzt, mit vollem Terminplaner, ohne Zeit, dauernd betriebsam, geistlich unfrei, verklavt, getrieben von einem inneren Antreiber, der nicht unser guter Gott ist ...

Von Ramses sollen wir aufbrechen und unser Lager in Sukkot aufschlagen. Die Übersetzung von Sukkot lautet: „Zelte“. Ein Zelt kann man schnell einpacken und woanders wieder aufbauen. Ein Zelt ist etwas Vorläufiges, etwas Ungesichertes. Das Zelt ist das Symbol für die Vorläufigkeit.

Die erste Etappe des geistlichen Wegs durch die Wüste führt uns aus Bequemlichkeit und Unfreiheit in die Vorläufigkeit: was morgen sein wird, wissen wir noch nicht. Uns gehört weder Vergangenheit noch Zukunft, wir müssen lernen, im Heute Gottes zu leben.

Wir können uns weder absichern noch weit im voraus planen. Es genügt, dass Gott das Ziel und den Weg weiß. In dieser Vorläufigkeit lernen wir, uns der Vorsorge Gottes zu überlassen und seiner Vorsehung immer mehr zu vertrauen.

„Mein Vater, ich überlasse mich Dir! Mach mit mir, was Dir gefällt! Was du auch mit mir tun magst, ich danke dir! Zu allem bin ich bereit, alles nehme ich an!“ betete in der Wüste der selige Charles de Foucault. Hören wir den Ruf Gottes in die Vorläufigkeit?

3. Die Wirklichkeit

Die zweite Etappe des geistlichen Wegs führt uns in unsere Wirklichkeit. Wir lernen uns selbst kennen und steigen in die Niederungen unserer Schwäche hinab. Im Buch Numeri heißt es:

„Von Sukkot brachen sie auf und schlugen ihr Lager in Etam, am Rand der Wüste, auf.“

„Etam“ bedeutet: „Niederung“. In der Vorläufigkeit entdeckte ich mich selbst, auch meine Schwächen. Der geistliche Weg führt augenscheinlich nicht zu einer Verbesserung der Situation, das Gegenteil scheint einzutreten: alles wird nur noch schwieriger.

Müsste die Kirche nicht vor Kraft strotzen? Waren das nicht großartige Zeiten, als die Kirche noch Macht und Einfluss hatte, als sie die gesellschaftlich dominierende Kraft darstellte, als man noch tat, was Bischöfe und Priester sagten?

Eine schmerzhafteste Kenosis steht uns bevor, die Kirche und wir selbst steigen hinab in die Niederungen der Wirklichkeit. Wir werden mit unserer Schwäche konfrontiert.

Schwach sein ist nicht angenehm. An der Schwäche nehmen wir leicht Anstoß. Die Wüste schwächt.

Etam liegt am Rande der Wüste. Was ist der Sinn dieser Schwäche, unter der wir leiden? Warum ist die Zeit, in der wir etwas darstellten, vorbei? Herr, warum zwingst Du mich, diese Wüste zu durchqueren?

Die Wüste ist immer der Ort der Gottesbegegnung: Moses begegnet Gott am Rand der Wüste, im brennenden Dornbusch. Elija erhält unterm Ginsterstrauch neue Kraft und der Prophet Hosea sagt im Auftrag Gottes: „Ich werde sie wieder in die Wüste führen und sie dort umwerben“ (Hos 2,16).

4. Die Bitterkeit

In der Wüste Etam waren sie drei Tage unterwegs und schlugen dann ihr Lager in Mara auf (Num 33,8).

„Mara“ bedeutet übersetzt: Bitterkeit!

Die Entdeckung der Schwäche der Kirche kann bitter machen. Viele wenden der Kirche den Rücken zu, weil die Kirche manches falsch gemacht hat. *Jedes Mal* wenn in der Öffentlichkeit eine Versagen, eine Schwäche der Kirche bekannt wird, steigt die Zahl der Kirchenaustritte. In den Medien kommen häufig von der Kirche enttäuschte, verbitterte Menschen zu Wort.

Auch bei manchem von uns hat sich im Lauf der Zeit eine Bitterkeit festgesetzt. Vielleicht gab es Verletzungen durch die Kirchenleitung, oder Versuchungen, innere Kämpfe oder Berufungskrisen. Es ist bitter, Fehler und Schwachstellen im Leben der Kirche oder im eigenen Leben sehen zu müssen.

Bitter war es dem Volk Israel, als es nach Tagen der Wüstenwanderung und des Durstes an die Wasserstelle von Mara kam, dort aber nicht trinken konnte, denn das Wasser war bitter und ungesund. Trinkbar wurde das Wasser erst, als Moses auf Geheiß JHWHs ein bestimmtes Holz in das Wasser warf: erst dieses Holz machte das Wasser trinkbar.

Das Holz, das die Bitterkeit verwandelt, ist das Holz des Kreuzes. Das Kreuz ist das Zeichen der Liebe des Herrn! Das Kreuz ist der Moment in meinem Alltag, in dem Christus meine Bosheit mit Liebe beantwortet. Am Kreuz liebt Christus mich und die ganze Kirche trotz unserer Schwäche, nicht wegen unserer Stärke.

Am Kreuz vollzieht sich dieser wunderbare Tausch: Christus stirbt durch meine Sünde, damit ich durch seine Liebe lebe!

Diese Liebe in der Dimension des Kreuzes ist die Medizin, die ich brauche, wenn mein Leben bitter geworden ist. „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (Ex 15,26), sagt JHWH dem Volk Israel in Mara.

Bei unserem Dienst in den Gemeinden oder in der Kategorialseelsorge gibt es immer wieder Momente der Schwäche, gibt es immer wieder bittere Stunden. Wir werden aber auch immer wieder die Kraft des Holzes, die Kraft des Kreuzes erfahren, das in unsere Bitterkeit geworfen, das Leben verwandelt und froh macht.

5. Die Oase

Die erste Etappe unseres geistlichen Wegs, den uns der Herr durch die Wüste führt, lässt uns die Vorläufigkeit entdecken. Die zweite Etappe bringt uns in unsere Wirklichkeit. Unsere Schwäche, die wir da entdecken, braucht uns nicht zu ängstigen oder zu verbittern, denn wir kennen das Holz des Kreuzes. Wir erfahren die Liebe Christi in der Dimension des Kreuzes. Daher sind unsere inneren Kämpfe und Versuchungen zunächst überwunden.

Im Buch Numeri heißt es weiter:

Von Mara brachen sie auf und kamen nach Elim. In Elim gab es zwölf Quellen und siebzig Palmen; daher schlugen sie dort ihr Lager auf.

Wer in der Wüste unterwegs ist, wird sicherlich keine Oase auslassen. Niemand, der einen langen Weg durch die Wüste vor sich hat, wird so dumm sein, an einer Oase vorbeizuziehen, nur um Zeit zu sparen. Er wird den Schatten unter den Palmen genießen ausgiebig und lange trinken, sich ausruhen und neue Kräfte sammeln.

Dasselbe müssen wir – geistlich gesprochen – auch tun! Das in der Oase reichlich vorhandene Wasser ist Sinnbild für das Wort Gottes, so lehrt uns Origenes.

Die Beschäftigung mit dem Wort Gottes lässt uns wie in einer Oase ausruhen, schenkt uns Erholung und neue Kraft, spendet Schutz vor der Überforderung und macht möglich, unsere Vorräte wieder aufzufüllen.

Dazu brauchen wir Zeit und Muße. Weil wir Priester und Diakone am Sonntag mit der Verkündigung beschäftigt sind, weil wir am Tag des Herrn den Durst der Gemeinde nach dem Wort Gottes stillen, brauchen wir andere Zeiten, um selbst zu trinken.

Viele von uns nehmen daher am Montag ihren freien Tag. Dieser freie Tag ist unser „Tag des Herrn“, unser wöchentlicher „Oasentag“, der Tag, an dem wir in Muße das Wort Gottes hören und aufnehmen können.

Fragen wir uns ehrlich: Wie viel trinken wir, wenn wir in der Oase sind? Verteilen wir das Wasser nur an andere, bleiben aber selbst durstig?

Wie viel Zeit nehmen wir uns am freien Tag für das Wort Gottes? Wie ist es um meine Schriftbetrachtung, um meine Skrutatio bestellt? Können wir auf Dauer verkündigen, ohne selbst aus dem Wort Gottes zu leben?

Wer in der Oase zu wenig getrunken hat, wird auf der nächsten Wegstrecke durch die Wüste murren und rebellieren. Wer das Wort der Schrift nicht in sich trägt, wird die Fakten und Ereignisse, durch die Gott zu ihm spricht, schwer annehmen können und Gott immer Vorwürfe machen. Davon handelt die nächste Etappe unserer Wüstenwanderung.

6. Das Murren

Das Volk Israel kommt nun aus der Oase Elim in die Wüste Sin. Dort murren sie, sie rebellieren gegen Moses und Aaron und sagen:

Wären wir doch in Ägypten durch die Hand des Herrn gestorben, als wir an den Fleischtöpfen saßen und Brot genug zu essen hatten. Ihr habt uns nur deshalb in diese Wüste geführt, um alle, die hier versammelt sind, an Hunger sterben zu lassen (Ex 16,2).

Murren ist eine geistliche Haltung, in der ich Gott vorwerfe, dass er mich nicht liebt!

Ich bin mit meiner Realität nicht einverstanden, ich bin enttäuscht und frustriert, sauer und aufgebracht.

Gelegenheit zum Murren gibt es in unserem Alltag ja in Hülle und Fülle: Die Personalabteilung hätte mir nicht diesen unmöglichen Kaplan schicken dürfen, den ich nicht brauchen kann! Wieso bin ich auf diesen seltsamen Seelsorgebereich am Ende der Welt versetzt worden? Wie lange muss ich noch diesen unfähigen Kirchenvorstand aushalten, der alles blockiert? Ich bin es leid, dass jeder in der Gemeinde nur an sich denkt und mir maximale Forderungen stellt!

Seit über einem Jahr fehlt mir der Pfarrvikar! Jetzt reicht's!

Geistlich gesprochen drückt das Murren ein tiefes Misstrauen Gott gegenüber aus: Gott behandelt mich schlecht! Warum kümmert er sich nicht um mich, warum ändert er meine Situation nicht?

Hinter der geistlichen Rebellion steckt eine Versuchung: Wie Gift flößt uns der Teufel den Gedanken ein, dass Gott alle anderen liebt, mich aber nicht. „Wenn Gott dich lieben würde, würde er dir eine solche Situation nicht zumuten.“ flüstert uns der Teufel ins Herz. „Sicher wird dich diese Situation überfordern, Gott weiß das auch – aber es interessiert ihn nicht. Denn er liebt dich nicht!“

Im Buch Exodus hören wir, wie der Herr auf diese Versuchung und auf das Murren seines Volkes antwortet:

Der Herr sprach zu Mose: Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sag ihnen: Am Abend werdet ihr Fleisch zu essen haben, am Morgen werdet ihr satt sein von Brot und ihr werdet erkennen, dass ich der Herr, euer Gott, bin (Ex 16,11-12).

Gott beantwortet das Murren seines Volkes mit liebevoller Fürsorge.

Plötzlich fällt doch noch ein Mitarbeiter vom Himmel, plötzlich löst sich ein unlösbares Problem, plötzlich bekommt der Pfarrer einen Verwaltungsleiter ...

Auf dieser Etappe des geistlichen Wegs durch die Wüste beschämt uns der Herr: Er vertraut uns, wenn wir ihm nicht mehr vertrauen, er kümmert sich bis ins Detail um uns, obwohl wir nichts mehr von ihm erwarten. Wir dürfen murrend und voller Rebellion vor Gott stehen – und er liebt uns!

Das ist schwer zu glauben – und hier entdecken wir die Sünde des Moses!

7. Die Sünde des Moses

Wir gehen unseren geistlichen Weg durch die Wüste ja nicht allein; wir tragen Verantwortung für unsere Gemeinden. Darum sind die Führer des Volkes Israel, Moses und Aaron, für uns Priester und Diakone wichtige Vorbilder. Beide, Moses und Aaron, begehen in der Wüste eine schwere Sünde, vor der wir uns hüten müssen.

Die Sünde des Moses ereignet sich in Redim. Das Volk hatte sich gegen Moses zusammengerottet und ihn und Gott beschimpft.

Im Buch Numeri heißt es:

Wozu habt ihr uns aus Ägypten hierher geführt? Nur um uns an diesen elenden Ort zu bringen, eine Gegend ohne Korn und Feigen, ohne Wein und Granatäpfel? Nicht einmal Trinkwasser gibt es.

Mose und Aaron verließen die Versammlung, gingen zum Eingang des Offenbarungszeltes und warfen sich auf ihr Gesicht nieder. Da erschien ihnen die Herrlichkeit des Herrn.

Der Herr sprach zu Mose: Nimm deinen Stab; dann versammelt die Gemeinde, du und dein Bruder Aaron, und sagt vor ihnen

Augen zu dem Felsen, er solle sein Wasser fließen lassen. Auf diese Weise wirst du für sie Wasser aus dem Felsen fließen lassen und ihnen und ihrem Vieh zu trinken geben.

Mose und Aaron riefen die Versammlung vor dem Felsen zusammen und Mose sagte zu ihnen: Hört, ihr Meuterer, können wir euch wohl aus diesem Felsen Wasser fließen lassen?

Dann hob er seine Hand hoch und schlug mit seinem Stab zweimal auf den Felsen. Da kam Wasser heraus, viel Wasser, und die Gemeinde und ihr Vieh konnten trinken (Num 20, 5-10).

Die Rabbiner sagen, die Sünde des Moses bestehe darin, die Demut Gottes unterschätzt zu haben.

Der Herr hatte auf die erneute boshafte Rebellion des Volkes mit Sanftmut reagiert: Moses solle dem Fels sagen, er solle sein Wasser für das Volk sprudeln lassen. Moses aber prügelt voller Wut mehrfach auf den Felsen ein.

Diese Handlung des Moses verzerrt das Wesen Gottes! Der Herr ist eben kein jähzorniger Gott, der auf die Gewalttätigkeit des Volkes mit Zorn reagiert. Er ist ein demütiger Gott, der Böses mit Gutem vergilt, der mit demütiger Liebe den Gewalttätigen heilt.

Wie nahe ist uns Priestern und Diakonen diese Sünde des Moses: Wie leicht verzerren wir durch unsere Reden, unser Verhalten das Wesen Gottes! Zweifeln wir nicht auch manchmal an der Demut Gottes? Fehlt uns nicht oft der Mut zu dienen, Füße zu waschen, die Schwäche der anderen zu tragen, den Dreck der anderen wegzuräumen?

Wie schnell sind wir uns in unserem Stolz verletzt! Wie oft wollen wir herrschen und den wichtigsten Platz einnehmen!

Können die Menschen, wenn sie uns beobachten, entdecken, dass Christus unter uns ist wie einer, der dient?

8. Die Sünde des Aaron

Nun kommt das Volk Israel an den Sinai. Dort schließt Gott mit dem Volk den Bund und übergibt Moses die Tafeln mit den zehn Worten.

Während Moses vierzig Tage auf dem Berg bei Gott ist, lässt Aaron das Volk machen, was sie wollen. So gießen sie ein Goldenes Kalb, und verehren ihre eigene Stärke als ihren Gott.

Die Sünde des Moses besteht darin, nicht an die Demut Gottes zu glauben. Die Sünde des Aaron zeigt sich am Sinai: er lässt das Volk „verwildern“ (Ex 32,19-25)

Als Vorsteher unserer Gemeinden können auch wir in die Sünde des Aaron fallen: dass wir das Volk Gottes „verwildern“ lassen!

Die Sünde des Aaron beginnt mit dem Zweifel, ob Gott wirklich anwesend ist. Gott ist und bleibt ein verborgener Gott. Wenn wir nicht dafür sorgen, dass diese Verborgenheit Gottes ausgehalten wird, stützt sich eine Gemeinde bald auf sich selbst!

Wir müssen die Mitte der Gemeinde für den Herrn freihalten! Mittelpunkt der Gemeinde ist die Suche nach dem Willen Gottes, das Hören auf seine leise Stimme, die Feier seiner Gegenwart und seiner Liebe!

Es kann so leicht geschehen, dass in einer Gemeinde nur noch das Machbare und Sichtbare zählt: dass der Betrieb in der Gemeinde funktionieren soll!

Eine Gemeinde ist dann verwildert, wenn sich die Gremien zwar treffen, die Sitzungen stattfinden, die Senioren Kaffee trinken, die Kinder ins Ferienlager fahren, aber

keiner mehr von seinem Glauben sprechen kann!

Ohne es zu merken stützen wir uns nicht mehr auf den lebendigen Gott, sondern auf unsere Organisation, auf unsere Ideen, auf unsere Kraft.

Als Vorsteher unserer Gemeinden können wir in die Sünde des Aaron fallen und das Volk Gottes „verwildern“ lassen!

Wir verkünden nicht mehr den Glauben der Kirche, sondern lassen die Leute glauben, was sie wollen. Wir sagen nicht mehr die Wahrheit, sondern schweigen an der falschen Stelle.

9. Gottes Treue

Aber: Gott bleibt treu! Langsam macht Gott aus uns Individualisten ein Volk.

Durch das Gesetz, das Gott am Sinai aus Großmut zum zweiten Mal gibt, trotz unserer Sünden, trotz aller Rebellion, durch das Wort, das uns ruhen lässt, durch die Heilung unserer Bitterkeit, durch die Annahme unserer Wirklichkeit und durch die Vorläufigkeit, zu der unser geistlicher Weg uns zwingt, werden wir von Individualisten zu einer Gemeinschaft, zur Kirche umgestaltet.

Die Orte „Ritma“, „Rissa“ und „Tahat“ machen dies – so der Kirchenvater Origenes – deutlich.

„Ritma“ wird von Origenes mit „vollendeter Schau“ übersetzt. Der geistliche Weg durch die Wüste schenkt uns eine vollendete Schau der Liebe Gottes.

Damit ist keine mystische Verzückung gemeint, sondern ein dankbarer und realistischer Blick auf unseren Alltag. Wir können das alltägliche Leben mit seinen Höhen und Tiefen als Begegnung mit einem liebevollen Gott annehmen.

„Rissa“ übersetzt Origenes mit „vorhersehbarer Versuchung“. Trotz der Gewissheit der Liebe Gottes, die uns erfüllt, gibt es immer wieder Versuchungen, uns gegen Gott zu entscheiden. Im Gegensatz zu früher erkennen wir diese Versuchungen aber als Versuchung, so können wir gegen sie kämpfen und jede überwundene Versuchung stärkt uns im Glauben.

„Tahat“ bedeutet Geduld. Durch den geistlichen Weg in der Wüste wissen wir, dass wir von Gott geliebte Sünder sind. So haben wir Geduld mit unseren eigenen Schwächen, können barmherzig, statt hart reagieren, und sind bereit, die Sünden und Schwächen der anderen für sie zu tragen.

10. Die erneuerte Kirche kommt aus der Wüste

Wie im Alten Bund führt der Herr auch unsere Generation einen geistlichen Weg durch die Wüste, um uns mit seiner Liebe zu umwerben, und uns zu einer erneuerten Kirche zu formen. Die erneuerte Kirche kommt aus der Wüste!

Sie wird eine Kirche sein, die sich in der Vorläufigkeit von Gott getragen weiß und die Gottes Fürsorge in den Fakten der Geschichte erfahren hat. Sie wird um die Bedeutung des Kreuzes wissen, das Bitteres süß macht, und sie wird im Hören auf Gottes Wort ausruhen.

Die erneuerte Kirche wird die Realität ohne jedes Murren lieben; Sie wird weder an der Kraft der Demut noch an der verborgenen Anwesenheit Gottes zweifeln!

Sie wird bereit sein, die Schwäche des Anderen zu tragen, und wird ihre eigenen Schwäche und Versuchungen annehmen können.

Nur eine Kirche, die aus der Wüste kommt, wird fähig sein, den Jordan zu überschreiten; nur eine Kirche, die aus der Wüste

kommt, ist kraftvoll genug, das Neue, das der Herr für die Zukunft vorbereitet hat, zu gestalten.

Darum bin ich trotz aller Mühe dankbar, dass ich zu der Generation von Priestern gehöre, die – geistlich gesprochen – viel Lebenszeit in der Wüste verbringt: denn uns umwirbt der Herr mit seiner ganzen Liebe!

Ist es daher nicht eine Gnade, in der Wüste zu verweilen?

Literatur:

Christiana Reemts: Origenes. Eine Einführung in Leben und Denken. Würzburg 2004.

Anmerkungen:

- ¹ Vortrag zur geistlichen Stunde am Oasentag 14. April 2014 in Köln.

In der Spur des Konzils

Ein zuversichtlicher Blick nach vorn¹

In der Spur des Konzils – ein zuversichtlicher Blick nach vorn. Ich möchte aufweisen, wie das Zweite Vatikanische Konzil der Kirche Gesicht geben kann – heute, nach 50 Jahren, und morgen. Denn noch heute stehen wir vor dem von Johannes XXIII. erhofften „neuen Pfingsten“, obwohl wir 50 Jahre *danach* leben.

Das Konzil enthält immer noch oder wieder so viel Zukunftspotenzial und -profil, dass es für uns deutliche Spuren nach vorn ausprägen kann, sofern wir nicht selbst nur diffuser Sandboden unter seinen Reifen sind, wo die Spuren allzu schnell verwehen, oder so hart abgefahrener Asphalt, dass darauf keine Spuren mehr zu erkennen sind. Es liegt also auch an uns, wie prägsam unsere Herzen – eben Herzen aus Fleisch und nicht aus Stein (vgl. Ez 11,19) – für diese zukunftsweisenden Botschaften des Konzils sind. Obwohl seither vielfach zitiert, möchte ich auch hier auf einige O-Töne aus der Eröffnungsrede Johannes XXIII. hinweisen, weil sie wie die Ouvertüre einer Oper gewichtige Themen des Ganzen schon enthält.

„In der täglichen Ausübung Unseres apostolischen Hirtenamtes geschieht es oft, dass bisweilen Stimmen solcher Personen unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber nicht genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge noch ein kluges Urteil walten lassen. Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen. (...) Wir

aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergange stünde. In der gegenwärtigen Entwicklung der menschlichen Ereignisse, durch welche, die Menschheit in eine neue Ordnung einzutreten scheint, muss man viel eher einen verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung anerkennen. (...)

Das (...) Konzil (...) will die katholische Lehre rein, unvermindert und ohne Entstellung überliefern, so wie sie trotz Schwierigkeiten und Kontroversen gleichsam ein gemeinsames Erbe der Menschheit geworden ist. (...) Doch es ist nicht unsere Aufgabe, diesen kostbaren Schatz nur zu bewahren, als ob wir uns einzig und allein für das interessieren, was alt ist, sondern wir wollen jetzt freudig und furchtlos an das Werk gehen, das unsere Zeit erfordert, und den Weg fortsetzen, den die Kirche seit zwanzig Jahrhunderten zurückgelegt hat. (...) Am Beginn des (...) Konzils ist es so klar wie jemals, dass die Wahrheit des Herrn in Ewigkeit gilt. Wir beobachten ja, wie sich im Lauf der Zeiten die ungewissen Meinungen der Menschen einander ablösen, und die Irrtümer erheben sich oft wie ein Morgennebel, den bald die Sonne verscheucht. Die Kirche hat diesen Irrtümern zu allen Zeiten widerstanden, oft hat sie sie auch verurteilt, manchmal mit großer Strenge. Heute dagegen möchte die Braut Christi lieber das Heilmittel der Barmherzigkeit anwenden als die Waffe der Strenge erheben. Sie glaubt, es sei den heutigen Notwendigkeiten angemessener, die Kraft ihrer Lehre ausgiebig zu erklären, als zu verurteilen.“²

Das bedeutet doch auch heute:

- Die Zukunft ist trotz allem nicht Unheil, sondern Heil.
- Die Umbrüche dieser Zeit entsprechen einem verborgenen Plan Gottes.
- Der kostbare Schatz unseres Glaubens ist nicht nur zu bewahren; er hat sich durch uns im Heute und Morgen auch zu bewähren.

- Statt der „Waffe der Strenge“ ist heute das „Heilmittel der Barmherzigkeit“ anzuwenden.
- Statt zu verurteilen ist zu erklären, zu erschließen, zu eröffnen, zu ermöglichen.

Letztlich bedeutet das: Gottes Wahrheit vollzieht sich in der Geschichte.

In dieser Haltung sind die Zeichen dieser Zeit, 50 Jahre nach dem Konzil, im Licht des Evangeliums wahrzunehmen und zu verstehen (vgl. GS 4).

Ich kann hier keine ausführliche Beschreibung und Deutung der Zeichen unserer Zeit in unseren Breiten vornehmen. Dafür sind die Gegebenheiten viel zu komplex und teils widersprüchlich – weit mehr als vor einem halben Jahrhundert. Es ist unbezweifelbar, dass die sogenannte Postmoderne von einer zunehmenden und durchaus verwirrenden Pluralität und Multioptionalität geprägt ist – schon aus der Sehnsucht des Individuums nach Freiheit und Autonomie heraus –, auf der anderen Seite allerdings verstärkt nach Zugehörigkeit und Gemeinschaft sucht. Denn postmoderne Beliebigkeit oder gar Gleichgültigkeit machen unsicher und einsam und befeuern das Bedürfnis nach Sicherheit, Eindeutigkeit und Zugehörigkeit. Die Schere zwischen einer großen Liberalität (anything goes) und einer Versuchung zum Fundamentalismus tut sich weiter auf. Die Spannung von Vielfalt und Einheit wird nur schwer ausgehalten und oft zu schnell und zu ungeduldig aufgelöst in Vereindeutigungen oder auseinanderdriftender Beliebigkeit. Zwischen diesen Extremen bewegt sich in fragiler, liquider Form eine diffuse, schwer zu fassende Suche nach dem ganz Anderen, nach dem Größeren, nach dem Göttlichen. Nach dem Göttlichen, nicht nach Gott! Das Göttliche: weder institutionell vermittelt noch zu personal vorgestellt; nicht zu weit weg, damit es mir hilfreich und lebensrelevant sein kann, aber auch nicht zu nah, damit es meine Kreise nicht zu sehr stört.

In einem noch heute zeitgemäßen Text aus den 70er Jahren von Thomas Brasch heißt es:

*Was ich habe, will ich nicht verlieren, aber wo ich bin, will ich nicht bleiben, aber die ich liebe, will ich nicht verlassen, aber die ich kenne, will ich nicht mehr sehen, aber
wo ich lebe, da will ich nicht sterben, aber wo ich sterbe, da will ich nicht hin:
Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin.³*

Eine Spannung zwischen Bleiben-Wollen und Nicht-aushalten-Können quält viele Zeitgenossen.

Manche sagen mit dem Theologen und Schriftsteller Lothar Zenetti, der christliche Glaube sei weithin lediglich verdunstet, liege aber in einem anderen Aggregatzustand zwischen Säkularität und Religiosität in der Luft. Es bedürfe neuer Kondensationspunkte, damit er wieder zu lebendigem Wasser werde. Solche Orte seien nicht mehr nur Kirchen und Gemeinden, sondern vielfältig und mit Situationen und Ereignissen im Leben der Menschen verbunden. Ich kann dem sehr viel abgewinnen, so dass Kirche heute in vielgestaltiger und vielortiger Pastoral reagieren und agieren muss, wenn sie dieser Wirklichkeit entsprechen werden will.

Dennoch gibt es nach meinem Empfinden und meinen Erfahrungen – besonders auch aus den langen Jahren als Jugendbischof – in all diesem Widersprüchlichen und Ungreifbaren auch existentielle Grundfragen, die den Weg des Glaubens und der Kirche heute noch mehr bestimmen müssen als früher: Wie gelingt mein Leben? (Sehnsucht nach Selbststand und Freiheit); Wie gelingen meine Beziehungen? (Sehnsucht nach Geborgenheit, verlässlichen Beziehungen, Familie, Gemeinschaft); Wie gelingt meine Zukunft? (Sehnsucht nach Perspektiven und Orientierung); Gibt es so etwas wie Sinn in dem ganzen Verwirrenden, gibt es ein Ziel, gibt es „Gott“? (Sehn-

sucht nach Visionen, Zielen, nach Halt und Grund). Das alles ist nicht neu, wird aber in der hohen Komplexität der heutigen Wirklichkeit noch erheblich dramatischer, weil die Unfähigkeit, das Gesuchte auch zu finden, wächst.

Wenn es stimmt, was der oft weniger beachtete Satz aus der berühmten Präambel von *Gaudium et spes*, der Pastorkonstitution des Konzils, sagt, dann liegt hier der entscheidende Ansatz für die Pastoral, die Glaubenskommunikation, die Evangelisierung, den neuen Aufbau von Kirche: „Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen (den Herzen der Jünger Christi, den Herzen der Christen; Anm. d. Verf.) seinen Widerhall fände (resonare; Anm. d. Verf.). Das bedeutet doch: Wir suchen als Kirche nicht nur einen Resonanzboden bei anderen für unsere Botschaft, die wir möglichst einladend und zeitnah und immer die Freiheit des Menschen achtend überbringen (oder besser hinhalten/proposer, wie die französischen Bischöfe es gesagt haben). Vielmehr sollen wir zunächst selbst Resonanzkörper für das wahrhaft Menschliche, das mitten in allem Unmenschlichen und Zerreißenden dieser Zeit doch wirklich geschieht. Resonanzkörper für diese existentiellen Grundfragen der Menschen, um dann mit möglichst „hörendem Herzen“ (vgl. 1 Kön 3,9) unsere Überzeugungen ins Gespräch zu bringen und personal zu bezeugen. „Personanz aus Resonanz“!

In dieser Weise des dialogischen Umgangs mit der Wirklichkeit der Welt und des Menschen war das Konzil ein „Anfang vom Anfang“ (Rahner). Und wenn es für den Umgang mit der Bibel stimmt, was Gregor der Große so wunderbar benennt: „*Divina eloquia cum legente crescunt*“ (Gregor der Große, In Ezechiel, I, VII, 8: PL 76, 843), „Die göttlichen Worte wachsen mit dem Lesen“, dann haben auch wirklich die Worte, und nicht nur der Geist des Konzils in einer neuen relecture unserer Zeit zu wachsen und sich zu entwickeln in eine erneuerte (besser: zu erneuernde) Zukunft.

Die entscheidenden Profile des Konzils, für die für heute und morgen Spurensicherung zu betreiben ist, damit die Schwungkraft des Konzils auch künftig Menschen bewegt, sind die vier großen Konstitutionen. Sie sind wesenskonstitutiv für Kirche und Pastoral. Daraus ergeben sich sozusagen wesenskonsequent die wichtigsten Aussagen in den Dekreten und Erklärungen.

Schon einmal hat sich die Kirche von vier großen „Texten“ („Wort-geweben“) prägen lassen: von den vier Evangelien, die eben nicht zu einem Text einzudampfen sind, wiewohl sie sich um das eine Evangelium in Person drehen: Jesus Christus. Analog verhält es sich mit diesen vier Konstitutionen, die von einer bei einem Konzil noch nie dagewesenen Zahl von Bischöfen mit großer Einmütigkeit verabschiedet wurden und die der Kirche die Einheit in Vielheit einprägen und sie öffnen für die gemeinsame Suche nach dem Heil mit allen und für alle Menschen.

Ich gehe auf diese Säulen des Konzils nicht in historischer, sondern eher in systematischer Reihenfolge ein:

- die dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung „*Dei Verbum*“ (18. November 1965)
- die dogmatische Konstitution über die Kirche „*Lumen Gentium*“ (21. November 1964)
- die Konstitution über die heilige Liturgie „*Sacrosanctum Concilium*“ (4. Dezember 1963)
- die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „*Gaudium et spes*“ (7. Dezember 1965).

Zu „Dei Verbum“ (Konstitution über die göttliche Offenbarung)

„Gott hat in seiner Güte und Weisheit beschlossen, sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens kundzutun (vgl. Eph 1,9) (...) In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott (vgl. Kol 1,15; 1 Tim 1,17) aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde (vgl. Ex 33,11; Joh 15,14-15) und verkehrt mit ihnen (vgl. Bar 3,38), um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen. Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Tat und Wort, die innerlich miteinander verknüpft sind“ (DV 2).

Der unsichtbare Gott redet aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde. – Alle Glaubenskommunikation, Evangelisierung, alles Leben aus dem Glauben hat die Grunddimension der Begegnung lebendiger Personen in Freundschaft. Das hat enorme Folgen für den Umgang mit dem Wort. Denn Christen haben keine Buchreligion und keine Buchstabenreligion, sondern eine Religion, die den Raum öffnet zur Begegnung zwischen Gott und Mensch. Und zwar mit einem Gott, der sich in Wort und Tat selbst mitgeteilt hat. Das heißt: nicht in Form eines buchstabengetreuen zu befolgenden Gesetzes, das eher ein Herr-Knecht-Verhältnis begründen würde, und auch nicht in Form von rein geistigen, inneren, subjektiven Erfahrungen, sondern in geschichtlichen und biographischen Begegnungen mit allen Menschen. Denn die Gottesebenbildlichkeit des Menschen begründet ja die Dialogpartnerschaft mit Gott für jeden innerhalb und außerhalb der sichtbaren Kirche. Deshalb ist die Kirche Jesu Christi nicht auf die römisch-katholische allein reduziert, weil diese Freundschaft Gottes alle Menschen erreicht. Das ist der tiefe Grund dafür, dass zwischen „Kirche Christi“ und „römisch-katholischer Kirche“ in der Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ nicht ein Gleichheitszeichen steht (lat. „est“), sondern ein „subsistit in“ (übersetzt etwa: die Kirche Christi

verwirklicht sich für unsere Überzeugung in der katholischen Kirche; vgl. LG 8). Der alte Satz „Extra ecclesia nulla salus“ heißt dann nicht, außerhalb der römisch-katholischen Kirche gebe es kein Heil. (Sagte doch Augustinus schon: „Viele, die drinnen sind, sind draußen, und viele, die draußen sind, sind drinnen.“). Er bedeutet vielmehr: Wo Gott Heil wirkt, tut er es durch Christus, und wo Christus ist, da ist Kirche – bei allen Menschen, ob sie es wissen und glauben oder nicht.

Eine Zukunft der Kirche ohne die Begegnung mit dem Wort Gottes in Schrift und Tat gibt es nicht. Und nur wo Menschen diesen Hunger nach dem Lebendigen Wort behalten und bei anderen wecken, kann Glaube Zukunft haben. Er darf sich nicht in eine selbstgebastelte, rein subjektive Privatheit zurückziehen, die letztlich den Menschen nicht innerlich wandelt, weil er letztlich immer nur sich selbst begegnet. So könnte er auch nicht viel zum Fortschritt und zum Frieden der Menschheit und der Welt beitragen.

Zu „Lumen Gentium“ (Konstitution über die Kirche)

Es ergibt sich aus dem Gesagten, dass Kirche nicht selbst das „Licht der Völker“ ist, sondern nur Zeichen und Werkzeug (*signum et instrumentum*), Widerschein des Lichtes Christi/Gottes, wie der Mond das Licht der Sonne reflektiert. Nach dem Rücktritt von Papst Benedikt XVI. möchte ich sagen, dass Kirche eher zurücktretende als groß auftretende Kirche sein soll, die dem Wirken des Geistes Raum gibt und den Menschen Leben mit Gott ermöglicht, indem sie deutlicher auf den Größeren hinweist und weniger auf sich selbst. Vielleicht konnte ein neuer Papst „von den Enden der Erde“, der diese Einfachheit und die Option für die Armen leben will wie Franz von Assisi, erst durch diesen Rücktritt, diesen Verzicht so in den Blick kommen.

„Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Heiligen Geist versammelten Heiligen Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet (vgl. Mk 16,15). Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).

„Dies ist die einzige Kirche Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen. (...) Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist wirksam in der katholischen Kirche (...) (Diese Kirche; Anm. d. Verf.) ist, auch wenn sie zur Erfüllung ihrer Sendung menschlicher Mittel bedarf, nicht gegründet, um irdische Herrlichkeit zu suchen, sondern um Demut und Selbstverleugnung auch durch ihr Beispiel auszubreiten. Christus wurde vom Vater gesandt, ‚den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind‘ (Lk 4,18), ‚zu suchen und zu retten, was verloren war‘ (Lk 19,10)“ (LG 8).

„Was sich (nämlich; Auslassung v. Verf.) an Gutem und Wahrem bei ihnen (den Menschen; Anm. d. Verf.) findet, wird von der Kirche als Vorbereitung für die Frohbotschaft und als Gabe dessen geschätzt, der jeden Menschen erleuchtet, damit er schließlich das Leben habe“ (LG 16).

Solche Auffassung von Kirche bringt den Kerngedanken der *communio*, der Gemeinschaft hervor, einer Einheit in Vielheit nach dem Abbild des dreifaltigen Gottes, der in seiner Dynamik der Liebe in sich selbst Einheit und Vielheit zugleich ist. Deshalb kommt das Bild vom „Volk Gottes unterwegs“ mehr in den Blick gegenüber dem Bild vom „Leib Christi“ oder vom „Tempel des Heiligen Geistes“: Menschen mit verschiedenen Berufungen, Gaben und Charismen unterwegs und nicht einfach schon

am Ziel, also nie mit sich selbst und den anderen fertig. Denn sie bleibt unterwegs zum immer größeren Gott, der ständig sich öffnender Horizont bleibt, auch wenn er in Christus schon in Menschengestalt mitten unter uns ist, aber eben in der Kraft des Heiligen Geistes, der immer der Garant der Verschiedenheit und Einheit zugleich ist und bleibt. Kirche der Zukunft lebt deshalb aus Taufe, Firmung, Beauftragung, Sendung, Weihe aller, in unseren Breiten wie heute in vielen Gegenden der Welt mit weniger Priestern und einer großen Schar von Menschen – von Frauen und Männern, von Hauptamtlichen, Ehrenamtlichen und Freiwilligen – mit ihren verschiedenen Berufungen. Vielleicht wird dadurch der Dienst der wenigen Priester als Dienst an der Einheit – besonders durch Eucharistie und Versöhnung – erst tiefer erfahrbar.

Zu „Sacrosanctum Concilium“ (Konstitution über die heilige Liturgie)

Das bedeutet für die Liturgie, für den Gottesdienst, dass er zuerst Dienst Gottes an den Menschen ist und nicht nur Dienst der Menschen für Gott, schon gar nicht opfernde und gunsterheischende Annäherung des Menschen an die tyrannische oder launische Gottheit. Gott selbst kommt den Menschen – allen Menschen – entgegen in ihrer Sehnsucht und Suche. Er macht sich zuerst auf die Suche nach dem Menschen, und nur so ist der Raum eröffnet, in dem wir mit unserem Lachen und Weinen, unseren Mühen und unseren Feiern ihm begegnen, und zwar nicht nur vermittelt durch „Kultdiener“, sondern in der gemeinsamen Feier der verschiedenen Berufungen und Charismen, in der der Priester die Einheit und Präsenz Christi darstellt.

„Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk, ‚das auserwählte

Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk' (1 Petr 2,9; vgl. 2,4–5) kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist. Diese volle und tätige Teilnahme des ganzen Volkes ist bei der Erneuerung und Förderung der heiligen Liturgie aufs stärkste zu beachten, ist sie doch die erste und unentbehrliche Quelle, aus der die Christen wahrhaft christlichen Geist schöpfen sollen" (SC 14).

Das bedeutet: Eine Liturgie, die nicht Begegnung mit dem Heiligen ermöglicht für Menschen, die mit all ihrem Leben in Hader, Scheitern, Froh- und Traurigsein, Belastet- und Erleichtertsein kommen dürfen, wird letztlich niemanden mehr wirklich ergreifen. Liturgie muss sich in Gesten und Ritualen vollziehen, die verständlich und transparent sind und doch das Geheimnis nicht als Rätsel, als Orakel, sondern als Ort der Geborgenheit wahren (Geheimnis hat mit Heim zu tun). *Participatio actuosa*, ist dann nicht Aktivismus, sondern als lebendige Teilhabe und Teilgabe in allen Bereichen kirchlichen Lebens, als partizipativer Stil, ein Schlüsselwort für die Kirche überhaupt.

Zu „Gaudium et spes“ (Konstitution über die Kirche in der Welt von heute)

Eine solche aus dem Wort lebende und partizipative Kirche ist geeignet, Sehnen und Suchen, Leben und Sterben der Menschen wirklich zu teilen.

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten

ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden" (GS 1).

„Wie es aber im Interesse der Welt liegt, die Kirche als gesellschaftliche Wirklichkeit der Geschichte und als deren Ferment anzuerkennen, so ist sich die Kirche auch darüber im Klaren, wie viel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt. (...) Von Beginn ihrer Geschichte an hat sie gelernt, die Botschaft Christi in der Vorstellungswelt und Sprache der verschiedenen Völker auszusagen und darüber hinaus diese Botschaft mit Hilfe der Weisheit der Philosophen zu verdeutlichen, um so das Evangelium sowohl dem Verständnis aller als auch berechtigten Ansprüchen der Gebildeten angemessen zu verkünden. Diese in diesem Sinne angepasste (*accomodata*) Verkündigung des geoffenbarten Wortes muss ein Gesetz aller Evangelisation bleiben. Denn so wird in jedem Volk die Fähigkeit, die Botschaft Christi auf eigene Weise auszusagen, entwickelt und zugleich der lebhaft Austausch zwischen der Kirche und den verschiedenen nationalen Kulturen gefördert. Zur Steigerung dieses Austauschs bedarf die Kirche vor allem in unserer Zeit mit ihrem schnellen Wandel der Verhältnisse und der Vielfalt ihrer Denkweisen der besonderen Hilfe der in der Welt Stehenden, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werk ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt. Es ist jedoch Aufgabe des ganzen Gottesvolkes, vor allem auch der Seelsorger und Theologen, unter dem Beistand des Heiligen Geistes auf die verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören, sie zu unterscheiden, zu deuten und im Licht des Gotteswortes zu beurteilen, damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und passender verkündet werden kann. (...) Ja selbst die Feindschaft ihrer Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben" (GS 44).

Dem brauche ich nicht viel hinzuzufügen. Ich brauche auch nicht hinzuzufügen, dass dann Kirche und Gemeinden nicht mehr ohne das gegenseitige Lernen der Konfessionen in der Ökumene leben können, ja ohne dass die Kirchen Seelsorge aneinander betreiben, wie es einmal jemand ausgedrückt hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass dann Kirche und Gemeinden nicht mehr ohne den Dialog mit den Religionen Kirche sein können, wenn sie die Frieden stiftenden Elemente der Religionen fördern und stärken wollen und nicht die Versuchungen zu Fundamentalismus und Extremismus. Wir werden noch viel und vertieft über die trinitarische, die dreifaltige Signatur für Kirche und Religion bezüglich Einheit und Vielheit, bezüglich des Verhaltens vom Ganzen zu den Teilen, bezüglich Universalität und Lokalität nachdenken müssen.

Ich brauche auch nicht mehr lange über einen der wichtigsten und folgenreichsten der Konzilstexte zu sprechen, über die Religionsfreiheit, die überhaupt erst wirklichen Dialog und gemeinsame Suche nach dem immer Größeren ermöglicht. Gemeint ist vor allem die positive Religionsfreiheit, deren negatives Gegenüber in seiner vermeintlichen Neutralität religiöse Geruchs- und Geschmacksfreiheit bedeutet. Und heute werden wir auch nicht mehr nur mit interkonfessionellem und interreligiösem Dialog auskommen, sondern brauchen auch einen, wie manche es nennen, intersäkularen. Denn das Gespräch mit den verschiedenen Formen des Humanismus und des Atheismus – so schwer es uns im Einzelnen oft fallen mag – lässt die Frage nach Gott reifen, von dem wir uns kein Bild machen dürfen. Diese Wahrheit des „Du sollst dir kein Bild machen“ bleibt ja unumstößlich, wenn Gott Gott bleiben soll, selbst wenn er uns in Christus als Bild, als Mensch begegnet, als Ebenbild Gottes, aber eben auch in der Unauslotbarkeit lebendigen Menschseins.

Jetzt habe ich recht wenige praktische Elemente aus dem Konzil für die Zukunft

von Glaube und Kirche genannt. Das mag vielleicht enttäuschen. Aber wenn es stimmt, dass aus Haltungen Handlungen entstehen, dann hat ein habitus ecclesiae in der Spur des Konzils ungeahnte Folgen.

In einem Text von Marie Luise Kaschnitz mit dem Titel „Amselsturm“ heißt es: „Angenehme Vorstellungen von Dingen, die noch nicht sind, aber sein werden, zum Beispiel im März, wenn wieder einmal keine einzige Knospe zu sehen, kein Frühlingsluftthau zu spüren ist, während doch gegen Abend der Amselsturm sich erhebt. ... Amselsturm hinter den Regenschleiern, und wer sagt, dass in dem undurchsichtigen Sack Zukunft nicht auch ein Entzücken steckt.“⁴

Ob nicht das Ringen dieser Jahre, erschüttert von verschiedenen Krisen in Kirche und Gesellschaft, doch auch Amselstürme in sich birgt vor dem neuen Erwachen eines Frühlings, eines „neuen Pfingsten“?! Ich jedenfalls lebe davon in meinem Denken und meinem Dienst, es gegen alle Hoffnung voll Hoffnung zu glauben (vgl. Röm 4,18).

Anmerkungen:

- ¹ Der Text gibt im Wesentlichen den Vortrag wieder, den Bischof Dr. Dr. h.c. Franz-Josef Bode anlässlich seiner Ehrenpromotion am 2. Juli 2013 in der Universität Osnabrück gehalten hat.
- ² Aus der Rede von Papst Johannes XXIII. zur Konzilsöffnung am 11. Oktober 1962.
- ³ Aus: Thomas Brasch, Kargo. 32. Versuch auf einem untergehenden Schiff aus der eigenen Haut zu kommen, Frankfurt a.M. 1977, S. 97 f.
- ⁴ Aus: Marie Luise Kaschnitz, Steht noch dahin. Neue Prosa. Frankfurt a. M. 1970.

DIE WAHRHEIT [IN] DER PASTORAL

Die Wahrheit als pastorale Herausforderung um die Vertiefung und Erneuerung des Glaubens

1. Gibt es [keine] Wahrheit?

Esther Maria Magnis schreibt in ihrem bemerkenswerten Buch „Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung“²: „All die Jahre [...], in denen ich jeden Tag davon ausgegangen war, dass es keine Wahrheit gibt, hatte ich nicht bemerkt, wie dieser Satz [...] alle anderen Sätze vernichtete, jeden Menschen, mich selbst, jede Einsicht, jede Annahme kleinmachte, und dabei kein einziges Mal in den Spiegel sah, um zu bemerken, dass er genauso unter dieses Dogma fallen würde. Wenn es keine Wahrheit gibt, dann ist es auch nicht wahr, dass es keine Wahrheit gibt [...]. Und wenn du schreist: ‚Es gibt keine Wahrheit‘, dann beweis mir die Wahrheit an dem Satz, und wenn du es nicht kannst, dann [...] zersetze [...] nicht meinen Geist [...]. Denn du wirst [...] kaum jemanden finden, der darauf besteht, dass alles, was er sagt, eigentlich unwahr ist. *Und du wirst nicht viele finden, die darauf bestehen, dass Wahrheit relativ ist*, wenn es darum geht, ob man ihre Kinder foltern [...] darf. Sie werden [...] ziemlich bestimmt den Anspruch haben, die Wahrheit zu sagen, dass das ein Verbrechen wäre.“³

2. Theologie und Pastoral ohne Wahrheit?

Steigt hier etwa [wieder] in überzeugender Weise die Sensibilität für die Wahrheit? Pilatus hatte Jesus damals noch gefragt:

„Was ist Wahrheit?“ [Joh 18,38] Heutzutage wird anders formuliert: „Was ist schon Wahrheit!“ Das ist bezeichnend. Relativierende Antworten und Reaktionen werden hier verlangt. So glaubt man, die Überzeugungen Andersdenkender zu achten, niemanden auszuschließen, unterschiedlich zu behandeln oder gar zu diskriminieren. Nur: Wird jemand diskriminiert, wenn man [ihm] die Wahrheit sagt? Die Antwort hängt davon ab, was [theologisch] unter Wahrheit zu verstehen ist. Die heute so beliebte Bezugnahme auf das Diskriminierungsverbot macht, setzt man es absolut, jegliche Bezugnahme auf die Wahrheit, auch die theologische, unmöglich. Das Fazit: „Es gibt keine Wahrheit, es gibt nur Wahrheiten“. Doch „löst“ man so die Spannung zwischen „absolut“ und „relativ“, indem man das Absolute [die Wahrheit] relativiert und die Relativitäten [das nicht Absolute] verabsolutiert, so dass sich dieser Sachverhalt mit der Bezeichnung „Diktatur des Relativismus“⁴ als zeitgeschichtliche Zustandsbeschreibung sachgemäß charakterisieren lässt?⁵

Am Beispiel des *Dialogs* und der *Pastoral*[-theologie] selbst lässt sich das Gemeinte verdeutlichen: Der Relativismus als postmoderne gegenseitige Verhandlung über Wahrheit, wonach sie nur gilt, soweit sie ausgehandelt und damit immer relativ ist, verengt den Dialog auf die horizontale Ebene. „Dialog im relativistischen Verständnis nämlich bedeutet, die eigene Position bzw. den eigenen Glauben auf eine Stufe mit den Überzeugungen der anderen zu setzen, ihm prinzipiell nicht mehr Wahrheit zuzugestehen als der Position des anderen [...]. Dialog müsse Austausch zwischen grundsätzlich gleichrangigen und daher gegenseitig relativen Positionen sein [...]. [Die damit verbundene] relativistische Auflösung der Christologie und erst recht der Ekklesiologie wird nun zu einem zentralen Gebot der Religion. [...] Der Glaube an die Göttlichkeit eines einzelnen [...] ist [deshalb] zu überwinden.“⁶

Doch wenn relativistische Auflösung von Christologie und Ekklesiologie, dann auch

relativistische Auflösung der Theologie [Theorie] und der Pastoral [Praxis]! So aber verliert pastorales Handeln seinen theologischen und damit seinen christologischen und ekklesiologischen Maßstab und wird auf eine bloß horizontale Ebene verengt. Sie verliert ihren theologischen und damit „wahren“ Inhalt und entartet zu einem säkularisierten [„blinden“] Aktivismus gemäß der Handlungsmaxime: „Wünsch' dir was“.⁷ Glauben[svollzug] ist nicht mehr die persönliche Entscheidung zur Wahrheit, die Jesus Christus ist, weil ihm seine theologische und damit christologische und ekklesiologische Qualität und Qualifikation fehlt. Doch der Konsens darf nicht als Ersatz der Wahrheit auftreten. Schließlich entsteht Theologie nicht schon dadurch, „dass man sich ausdenkt, wie viel an Religion dem Menschen zumutbar ist und dabei Stücke der christlichen Überlieferung benützt. Sie entsteht dadurch, dass die Willkür des Denkens eine Grenze findet, weil wir etwas erfahren, was wir nicht erdacht haben, sondern was uns gezeigt worden ist. Deswegen kann sich nicht jede beliebige religiöse Theorie als christliche oder als katholische Theologie bezeichnen [und nicht jede Pastoral schon als Pastoraltheologie]. Wer diese Benennung beanspruchen will, muss die darin enthaltene Vorgabe als sinnvoll annehmen.“⁸ Wahrheit ist nicht von der Theologie zu trennen und die Theologie nicht von der Wahrheit; dasselbe gilt vice versa für die Pastoral. Wie die Theologie nicht ihre Inhalte, so findet auch die Pastoral ihre Handlungsmaxime nicht in sich selbst; Letztere empfängt sie von der Theologie, und so ist sie wie diese offenbarungsrelevant; ⁹ Gott [Christus] selbst ist es, der beider Wesen bestimmt.¹⁰ Die theologische Qualität der Pastoral und die pastorale Qualität der Theologie „liegt nicht einfach in der Dialektik von Theorie und Praxis. [...] Pastoral ist vielmehr eine Theologie mit jener Sprache, die eine bedeutsame Darstellung des Glaubens ermöglicht. Das ist [...] die Verwirklichung eines Charakterzuges des gesamten Volkes Gottes. Beschrieben wird deshalb [...] die [...]

sprachliche Ermächtigung des Glaubens durch die Theologie.“¹¹ *Theologie* sagt, was Pastoral bedeutet: ‚Pastoral‘ heißt nicht, verschwommen, substanzlos, bloß erbaulich. ‚Pastoral‘ heißt: In der positiven Sorge um den heutigen Menschen formuliert, „der endlich hören will und viel zu wenig gehört hat, was wahr ist, mit welcher positiven Botschaft der Glaube unserer Zeit gegenüberreten kann, was er positiv ihr zu lehren und zu sagen hat.“¹²

3. Aufgabe der Theologie: Die Sorge um die Wahrheit [in] der Pastoral

Die Preisgabe des Wahrheitsanspruchs würde das Christentum und damit die Theologie ihrer Grundlage berauben. Beim theologischen Arbeiten geht es um ein Mitdenken mit der Kirche; dieses Mitdenken besteht nun darin, das Eigene in das größere Ganze einzuordnen. Zur Theologie gehört wesentlich ihre ekklesiologische Perspektive. Aufgabe des Theologen ist es, zu verstehen und verständlich zu machen, was die Kirche glaubt und lehrt. Für ihn ist gerade das ihn Kennzeichnende, dass er nicht Eigenes und Anderes schafft, sondern im Dienst des gemeinsamen Glaubens steht, der ihm als regula fidei Maß und Gestalt seines Denkens wird, das so, von der gemeinsamen Wahrheit geführt, fruchtbar werden und Beständiges hervorbringen kann.¹³ Die Orientierung auf Gott [Christus] hin ist das zentrale Anliegen der Theologie und der Maßstab des Mitdenkens mit der Kirche in ihrem pastoralen Handeln.

Nun bestimmt das II. Vaticanum Pastoral als das Verhältnis der Kirche zur Welt und zu den Menschen von heute. Dieses Verhältnis hat die Kirche, „gestützt auf die Prinzipien der Lehre“, aufzubauen. „Die Pastoral ist ein Standpunkt der Verkündigung dieses Glaubens, und die Dogmatik [Theologie] ist die Lehre von Sinn und Bedeutung dieser Pastoral. [...] Das Konzil hat diese Erweiterung auf einer dogmatischen [theologischen] und pastoralen

Ebene selbst thematisiert:¹⁴ „In der dogmatischen Konstitution werden pastorale Themen behandelt – etwa die Berufung des Christen zur Heiligkeit – und in der Pastoral Konstitution über die Kirche in der Welt von heute dogmatische Themen – etwa die Würde des Menschen.“¹⁵

Die hier vorgenommene innere Verschränkung von Theorie und Praxis entbindet nicht von der Frage: Ist das Christentum wesentlich Praxis, die erst dann die Wahrheit schafft, oder hat „die“ Wahrheit einen Vorrang vor der Praxis? In diesem Zusammenhang ist hinzuweisen auf die Einseitigkeit des neu entstandenen Praxisbegriffs, der „stillschweigend und meist unbemerkt auf eine Form von Praxis, nämlich auf Machen bzw. Herstellen, eingeschränkt wird.“¹⁶ Damit verkehrt sich das Wahrheitskriterium in sein Gegenteil; es ist nämlich jetzt die Praxis, womöglich die Erfahrung, die über den Inhalt, über die Wahrheit bestimmt und nicht mehr umgekehrt. Daraus erwächst nicht zuletzt die Forderung nach Mehrheitsentscheidungen. Diese Forderung schafft einen neuen Wahrheitskatalog.¹⁷ Es wird nun keine beständige Wahrheit mehr akzeptiert und schließlich alles der ständigen Veränderung, dem Pragma, unterworfen.¹⁸ Wird die Wahrheit der Praxis untergeordnet, dann bietet im Fächerkanon der Theologie die so genannte „Praktische Theologie“ den eigentlichen Ausgangs- und Endpunkt.¹⁹ Hier ist ein Grundgefühl des heutigen aufgeklärten Menschen angesprochen, die Praxis und das Machen der Wahrheit überzuordnen, das in dem Axiom zum Ausdruck kommt: „Was wahr ist, wissen wir nicht, aber was wir machen müssen, wissen wir.“²⁰ Ist Wahrheit aber nicht mehr erkennbar, dann wird alles relativ. Doch wie lässt sich diese Aussage überhaupt treffen, ohne selbst der Relativität zu unterliegen?²¹ Ist die Wahrheitsfrage als solche aber nicht mehr positivierbar, scheidet sie damit als letztlich unwissenschaftlich aus; an ihre Stelle tritt die Frage nach dem Richtigen und nach dem Brauchbaren. Mit dem Wahrheitsverlust verbindet sich aber auf

Dauer der Verlust der Würde des Menschen, denn der „Mensch, der sich zum Herrn der Wahrheit macht und sie schließlich beiseite lässt, wo sie nicht mehr beherrschbar ist, stellt am Ende Macht über Wahrheit. Sein Maßstab wird die Macht, das Können.“²²

Damit hängt alles davon ab, wie das Verhältnis von Orthodoxie [Theorie] und Orthopraxie [Praxis] oder von Lehre und Leben bestimmt wird. Josef Ratzinger gehört zu jenen, die nicht mit der Pastoral Konstitution „Gaudium et spes“ die Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ messen; gemäß seiner Auffassung muss man das II. Vaticanum *ganz* lesen, und zwar orientiert auf die zentralen theologischen Texte zu und nicht umgekehrt.²³ Darin kommt sein Grundanliegen zum Ausdruck: Orientierung der Praxis an der Theorie, des Lebens [Pastoral] an der Lehre [Theologie], der Ekklesio-„praxie“ an der Ekklesio-„logie“. Die Ekklesio-„logie“ [Theologie] ist der Maßstab für die Ekklesio-„praxie“ [Pastoral], die dogmatische Kirchenkonstitution Maßstab für die Pastoral Konstitution.²⁴ Dieses durchgängige Grundanliegen lautet noch einmal präziser: die Wahrheit *vor* der Brauchbarkeit, *vor* dem Gemachten und Machbaren, die Wahrheit vor der Methode, das Denken vor dem Handeln. „Wenn der Mensch die Wahrheit selber gar nicht sollte erkennen können, sondern nur die Brauchbarkeit der Dinge für dies und das, dann wird das Gebrauchen und Verbrauchen der Maßstab alles [!] Tuns und Denkens; dann ist die Welt nur noch ‚Material von Praxis.‘“²⁵ Solche Sichtweise hätte fatale Folgen: Würde die Wahrheitsidee auf die Praxis hin ‚umorientiert‘, dann ginge „es [...] nicht mehr [nur] um das Ausklammern der Wahrheit, sondern um deren Herstellung durch methodische Praxis. Im Fächergefüge der Theologie böte dann die sogenannte Praktische Theologie den eigentlichen Ausgangs- und Endpunkt des Ganzen. Das Gesamtgefüge der theologischen Disziplinen wäre von dort aus zu verstehen als Teil einer Bemühung um menschliche Zukunft auf der Basis der in der Geschichte des Glaubens verwahrten

Erinnerungen. „Doch für den christlichen Glauben war es von Anfang an konstitutiv, dass er den Menschen in seine letzte Bindung, der Bindung an die Wahrheit, weisen wollte.“²⁶ Weil der Glaube eine letzte Bindung an Gott, die Wahrheit, bedeutet, findet die Gemeinschaft der Glaubenden ihren Einheitspunkt nicht in der säkularen oder politischen Praxis, sondern allein in dem eigentlich Bindenden der Wahrheit selbst: in Gott.²⁷ Glaube ist die Entscheidung für die Wahrheit, und die ist Gott [Christus].²⁸

Dass die Wahrheit das Maß und nicht Produkt der Praxis ist, liegt darin begründet, dass Logos und Ethos, Kirchengemeinschaft und Wahrheitsgemeinschaft untrennbar zusammengehören und nicht durch die selbstmächtige Produktion von Tatsachen ersetzt werden dürfen.²⁹ Dass die Wahrheit Maß der Praxis ist, hat zum anderen darin seinen Grund, dass die „Liebe zu Christus und zum Nächsten von Christus her [...] nur dann Bestand haben [kann], wenn sie zutiefst Liebe zur Wahrheit ist.“³⁰ Damit liegt die dargelegte Orientierung der Praxis [Pastoral] an der Theorie [Theologie] im Wesen der christlichen Theologie selbst und im Wesen des christlichen Glaubens und im Zueinander beider begründet. Das Phänomen „Theologie“ ist im strengen Sinn des Wortes ein ausschließlich christliches Phänomen, das es anderwärts so nicht gibt.³¹ Der Glaube ist dabei ein uns geschenkter Anfang des Denkens, den wir nicht aus uns selbst setzen und ersetzen und auch nicht selbst geben können.³² Rationalität gehört zum Wesen des Christentums, der zugleich eine soteriologische Dimension zu eigen ist: Das Heilende und Helfende des Glaubens besteht darin, dass er dem Menschen Erkenntnis aufgehen lässt, eine Erkenntnis, die wahr ist, denn sonst wäre sie keine Erkenntnis. „Er sagt ihm [...] die Wahrheit über den eigenen Grund und das Wohin seines Seins. Er gibt ihm Erkenntnis, die alle anderen Erkenntnisse sinnvoll macht.“³³ Damit kommt der Sinn des pastoralen Handelns nicht aus dem pastoralen Handeln selber; er ist ihm von außen, von der Theologie her „vor“-gege-

ben. Die Theologie aber gibt vor, dass Gott [Christus] diese Wahrheit ist und das Christumysterium damit auch. Die Praxis ist in diesem Erkenntnisprozess dann allerdings jener Ort, wo Wahrheit sich bewähren muss, und so leistet sie selbst einen spezifischen Beitrag zur Wahrheitsfindung, ohne die Wahrheit zu relativieren. Allerdings kann und darf sie nie an die Stelle der Wahrheit treten, sondern bleibt auf diese hingeeordnet und wird von ihr her bestimmt. Der Praxisbezug der Theologie besteht in erster Linie darin, den Menschen zur Wahrheit des Glaubens zu führen – und damit zu Gott.

So „sorgt“ die Theologie sowohl für „die“ Wahrheit in der Pastoral als auch für „die“ Wahrheit der Pastoral. Ohne sie ist die Pastoral ohne spezifischen Inhalt und die Grundvollzüge der Kirche in Diakonie, Liturgie und Verkündigung stehen in der Gefahr, zu bloßem Aktivismus zu entarten und nicht mehr pastorales und damit kirchliches Handeln zu sein. Die folgende beiden Beispiele sollen verdeutlichen, warum der Bezug des pastoralen Handelns als Verkündigung auf „die“ Wahrheit und damit auf die Theologie [Christologie und Ekklesiologie] unverzichtbar ist.

4. Beispiel 1: Ist der Gott der Liebe der „liebe Gott“?

Die Botschaft vom göttlichen Gericht kennt nicht nur die Möglichkeit ewigen Heils, sie kennt auch die Möglichkeit ewigen Unheils. Doch die Heilsbotschaft wird heute oft als Froh-, die Unheilsbotschaft als Drohbotschaft aufgefasst. Um dann den Eindruck der Drohbotschaft zu vermeiden, entfällt kurzerhand die Botschaft vom Gericht ebenso wie die vom Kreuz.³⁴ Auch hier ist es üblich geworden, Gott auf eine Weise zu verkündigen, die keinen Zugang mehr zum Gericht Gottes und zum Kreuz Christi kennt. Der Gott der Liebe wird auf diese Weise zum „lieben Gott“, der nichts und niemandem mehr etwas tut, der uns mit einer zuvorkommenden Liebe verkündigt wird, die das Auf-sich-Nehmen des eigenen Kreuzes

als Form der Nachfolge überflüssig macht, und die uns ohne eigene „Vorleistung“ unsererseits im Gericht geschenkt wird. Gericht und Kreuz als wesentliche Inhalte der christlichen Verkündigung sind so „aufgehoben“ zugunsten eines Bildes vom „lieben Gott“, der nichts und niemanden mehr stört und so letztlich entbehrlich wird. Doch der Gott der Liebe zeigt sich darin, dass er uns im [Selbst-]Gericht die Freiheit lässt, sich für oder gegen ihn zu entscheiden. So sind Gericht und Liebe keine Gegensätze [mehr]. Das klingt paradox, doch solche Paradoxie gehört zum Christentum; sie macht ihr Geheimnis [Mysterium] aus. Die Rede vom „lieben Gott“ hält die damit gegebene Spannung letztlich nicht aus, die zwischen dem Gericht Gottes, dem Kreuz Christi, unseren Kreuzen im Leben und der Liebe Gottes bleibend besteht [1 Kor 1,23]. Wird der Gott der Liebe zum „lieben Gott“, ist nicht nur Gott und sind nicht nur unsere Bilder von ihm ent-*theologie*-siert; ent-*theologie*-siert ist auch die Verkündigung vom göttlichen Gericht, vom Kreuz Christi und unserer Kreuzesnachfolge. Damit ist nicht nur die Botschaft Jesu des zu ihr gehörenden Ärgernisses „beraubt“; Jesus selbst wird auf diese Weise verharmlost und das christliche Leben marginalisiert;³⁵ alles ist *unserem* oft säkularen und damit nicht christlichem Verständnis angepasst. Doch ohne Theologie, Christologie und Ekklesiologie wird nur noch ein Jesus verkündigt, der mit seiner Botschaft unserer Zeit und ihren Zielen angepasst ist und deshalb auf sie beschränkt bleibt. Die Christen, deren Aufgabe es ist, das zu leben, was sie sind, nämlich Salz der Erde [vgl. Mt 5,13], werden ihrem Auftrag und damit ihrer Sendung nicht mehr gerecht. Verkündigung [Pastoral] ohne Theologie ist dann ohne Wahrheit, und die ist Christus.

5. Beispiel 2: Theologisch begründete Erfüllung pastoral motivierter Forderungen an die Kirche

Der „Umgang“ mit den geschiedenen und wieder verheirateten Christen³⁶ gilt zur

Zeit als *pastoral*, wenn sie von der Kirche wieder zum Empfang des Altarsakramentes zugelassen werden. Die damit verbundene Hoffnung erstreckt sich dabei auch auf eine möglichst ersatzlose Streichung dieser Regelung, die von ihnen – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei einmal dahingestellt –, als Ausgrenzung und Strafe der Kirche für ihre neu eingegangene, nicht sakramentale Ehe empfunden wird. Diese Forderung steht im Kontext von immer wieder erhobenen Erwartungen an die Freistellung der zölibatären Lebensform, an die Weihe von Frauen zu Diakoninnen und Priesterinnen und anderes.³⁷ Sie werden als Zeichen der Zeit gedeutet. Selten wird dabei darauf geachtet, dass sie gemäß der konziliaren Pastoral Konstitution *Gaudium et spes* „wahre“ Zeichen der Zeit sein müssen: Zeichen von Gottes Gegenwart in der Zeit. Das aber bringt es mit sich, dass bei ihnen an einer Differenz zwischen Ereignissen in der Zeit und Gott selbst festzuhalten und zugleich deren Trennung abzuwehren ist. Eine Pastoral der Zeichen der Zeit ist also keineswegs unkritisch; sie fordert zugleich in dieser Hinsicht die Unterscheidung der Geister.

Was nun alle drei genannten Forderungen miteinander verbindet, ist der Tatbestand, dass ihre Erfüllung als ausdrücklich pastorales Handeln der Kirche gesehen, aber seltener nach seiner *theologischen* Begründung gefragt wird. Der wesentliche Zusammenhang von Pastoral und Theologie [s.o] fällt hier – so zeigen es manche derzeitigen Diskussionen –, nicht selten „unter den Tisch“. Wie problematisch dies ist, wurde oben aufgewiesen. Die kirchliche Lehre sieht sich dabei unter den Verdacht gestellt, eine menschliche und – wie man meint –, pastorale „Lösung“ der oben formulierter Probleme zu behindern oder schlimmstenfalls zu verhindern und damit den diagnostizierten sogenannten Reformstau in der katholischen Kirche weiter zu zementieren.

Kann aber pastorales Handeln heißen, in den oben dargelegten Problemsituationen „aus der Not eine Tugend zu machen“, indem

man – um hier beim Beispiel der geschiedenen und wieder verheirateten Christen zu bleiben –, die Regelung, die Eucharistie nicht empfangen zu können, generell aufhebt?; schließlich ist solche doch *theologisch* begründet und auch begründbar, selbst dann, wenn sie von unmittelbar Betroffenen – und nicht nur von diesen –, nicht [mehr] eingesehen wird; schließlich wird die auferlegte Regelung von ihnen emotional als Leidensdruck wahrgenommenen, der, wie man hofft, durch ihre Aufhebung doch leicht beseitigt werden könnte. So würde sich die Kirche in ihrem pastoral Handeln menschlicher und barmherziger verhalten. Doch ist so ein „pastoral“ verstandenes Handeln *ohne* Rückbindung an die Theologie überhaupt möglich? Durch welche *theologisch* zu begründende *andere* Regelung könnten denn davon betroffene Christen zum Ausdruck bringen, dass sie ihre sakramental geschlossene [erste] Ehe – auch aus durchaus nachvollziehbaren Gründen –, verlassen haben, eine neue Ehe eingegangen sind, und sie damit gegen die mit dem Sakrament der Ehe verbundene Unauflöslichkeit verstoßen haben? Mit dem katholischen Verständnis von Ehe bleibt doch auch deren [sakramenten-]theologische, ekklesiologische und eucharistietheologische [Be-]Deutung bestehen. Darf diese um der Leidensbeseitigung willen einfach aufgelöst werden?³⁸ Doch ist nicht, [w]o alles gut ist“ [„gut“ = möglicher Sakramentempfang trotz weiterer Eheschließung und ohne Leidensdruck], [...] am Ende nämlich alles egal“?³⁹ Deshalb noch einmal präziser gefragt: Könnte kirchlicherseits eine andere Regelung für die betroffenen Eheleute gelten, die die Akzeptanz des Scheiterns ihrer ein für allemal sakramental geschlossenen Ehe darstellt, aber von ihnen nicht gleichzeitig als kirchliche „Ausgrenzung“ und „Bestrafung“ wahrgenommen wird? Hier wäre die Ehe-Katechese gefordert. Trotzdem wird die Schwierigkeit deutlich, wie mit den geschiedenen und wiederverheirateten Christen in der Pastoral „umzugehen“ ist, damit alle Betroffenen „zufriedengestellt“ sind. Wie sagt der Volksmund: „Es ist zu schön, um wahr zu sein“. Doch kann die Wahrheit zugunsten des

Schönen aufgegeben werden? Die Wahrheit und das Schöne sind doch nicht eigentlich Gegensätze, sondern Unterschiede, die sich einander ergänzen. Wie könnte eine solche Ergänzung angesichts der aufgewiesenen Problemlage aussehen?

Doch zum Christsein – und darauf ist in diesem Zusammenhang hinzuweisen, gehört – auch zur Ehe als *Sakrament* –, das Unzumutbare und damit das Ärgernis Erregende, kurz gesagt: das Kreuz des Christen [vgl. Mt 10,38].⁴⁰ Daraus resultiert die Frage: Kann kirchliche Pastoral überhaupt die „heile“ [Ehe-]Welt wieder „herzustellen“, oder kommt ihr nicht vielmehr die Aufgabe zu, angesichts einer christlich „unheilen“ [Ehe-]Welt ein anderes [Ehe-]Leben zu ermöglichen, das zwar nicht einem sakramental-[theologische] begründetem Leben entspricht, aber trotzdem oder gerade deswegen doch christlich bleibt? Eine Theologie des Scheiterns – nicht nur von sakramental geschlossenen Ehen –, ist gefragt. Ist nicht auch das Scheitern und die dazugehörenden Akzeptanz – man kann auch „Annahme“ sagen –, ein Zeichen der Zeit, das, soll es christlich sein, der kreuzes-*theologischen* Erwägung und Begründung bedarf? Wo kommt, wie bei allen Sakramenten, das Kreuz Christi ins Spiel,⁴¹ worüber, vor allem im Zusammenhang mit dem Sakrament Ehe, kaum geredet wird? Doch darüber wäre ein eigener Beitrag erforderlich, der hier, nicht nur aus Platzgründen, nicht geleistet werden kann. Auch Beispiel 1 [Abschnitt 4.0] enthält hierzu einige, wenn auch geringe, Anzeichen. –

Die beiden Beispiele, leicht durch weitere ergänzbar, zeigen: Lehre [Theologie] und Leben [Pastoral] haben es schwer miteinander. Ihr Zueinander ist spannungsgeladen. Was früher einmal gut war, sich für das pastorale Handeln theologisch gesagt sein zu lassen [Paränese], bedarf vor den Augen der Pastoral heute primär der pastoralen, nicht der theologischen Begründung [Argumentation]; die käme dann erst im Nachhinein. Damit aber würde Pastoral ab-

solut gesetzt, obwohl ihr Maßstab nicht aus ihr selber kommt. Die Ebenen wären so in unzulässiger Weise vertauscht. Zum Beispiel darf die Nichtzulassung wiederverheirateter und geschiedener Christen zu den Sakramenten nicht zuerst abgeschafft und dann erst nach einer theologischen Begründung für dieses Vorgehen gesucht werden. Es kommt auch hier auf das „Zusammenspiel“ von Theologie und Pastoral an. Pastorale Probleme werden so nicht gelöst, weil ihre Lösung möglicherweise nicht auf theologischen, sondern auf ideologischen Füßen steht. Der Wahrheitsgehalt des pastoralen Handelns ergibt sich eben nicht aus dem pastoralen Handeln selbst. Anders würde man Opfer eines liebgewordenen theologischen Denkfehlers. Pastorales Handeln würde moralisiert, entspräche einer moralisierenden Position, in der letztlich alles durch den guten Willen des Menschen entschieden wird. Sein Inhalt bestünde nur noch in der Aufforderung, den „Menschen zu helfen“, „nahe bei ihnen zu sein“. Theologische Bildung wäre nur noch Ausbildung für die Praxis. Sie müsste ausschließlich praxisrelevant sein. Das erklärt, warum ihr heute zugleich eine affektive Polemik gegen die Theorie anhaftet.⁴² Nur: Pastoral bedeutet nicht die *Relativierung der Wahrheit* des Glaubens-[inhaltes]; sie bedeutet vielmehr die Entdeckung ihrer *Bedeutung* für die Pastoral. Nicht: Ohne Pastoral ist alles nichts, auch nicht die Theologie; sondern ohne Theologie und damit ohne die Wahrheit [des Glaubens] ist die Pastoral nicht Pastoral, die das Ziel hat, die Menschen zu Gott [Christus] zu führen. Dies zu verdeutlichen, dazu wollten diese Darlegungen einen Beitrag leisten.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. dazu auch G. Lohaus, Theologie und/oder Pastoral? Überlegungen zu einer pastoralen Herausforderung um die Vertiefung und Erneuerung des Glaubens, in: Pbl 66 (2014), 35–42.
- ² [= Gott braucht dich nicht], Hamburg 32013.
- ³ E.M. Magnis, Gott braucht dich nicht, 180, 185 [Hervorhebung durch Vf.].
- ⁴ Zum Verständnis von Relativismus vgl. U. Stenz,

Dem Logos zuhören. Anregungen für eine Theologie des Dialogs [= Logos zuhören]. Würzburg 2013, 200f.; vgl. ferner L. Häberle, Zur ‚Diktatur des Relativismus‘, in: DNO 63[2009]23–32.

- ⁵ Bei seinem Vortrag am 20. November 1961 [der Vortrag ist ein Entwurf J. Ratzingers] beklagt Kardinal Josef Frings schon den Relativismus, „der wohl zu den kennzeichnenden Zügen des Geisteslebens unserer Zeit gehört und untergründig bis weit in die Reihen der Gläubigen hineinreicht.“ Dieser Relativismus muss nicht grundsätzlich schlecht sein, wenn er die Absolutsetzung eines gewissen menschlich-geistesgeschichtlichen Erbes verhindert. „Nur wenn er alles Absolute aufhebt und bloß noch Relativitäten zulässt, ist er allerdings eine Negation des Glaubens“ [J. Frings, Das Konzil und die moderne Gesellschaft, Köln 1962, 14f.].
- ⁶ J. Ratzinger, Glaube-Wahrheit-Toleranz. Das Christentum und die Weltreligionen [= Wahrheit]. Freiburg/Br. u.a. 2003, 97.
- ⁷ Die Bindung an die Kirche ist die Freiheit der Theologie. Mit jeder anderen Freiheit verrät sie sich selbst und die ihr anvertraute Sache. Ein theologisches Lehramt kann es nicht geben, wenn es ein kirchliches Lehramt nicht gibt [vgl. J. Ratzinger, Wesen und Auftrag der Theologie. Versuch einer Ortsbestimmung im Disput der Gegenwart (= Theologie). Freiburg/Br. 1993, 40.]. – Eine „Kirche ohne Theologie verarmt und erblindet; eine Theologie ohne Kirche aber löst sich ins Beliebigste auf“ [J. Ratzinger, Theologie, 41]. Das Gesagte gilt vice versa auch für die Pastoral.
- ⁸ J. Ratzinger, Theologie, 7.
- ⁹ J. Ratzinger, Theologie, 14.
- ¹⁰ R. Weimann, Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität [= Dogma und Fortschritt]. Paderborn u.a. 2012, 304: „An der Wahrheitsfrage kommt die Unvereinbarkeit von Relativismus und Dogma besonders deutlich zur Geltung, denn für den Relativismus ist die Wahrheit relativ, für das Dogma dagegen absolut.“
- ¹¹ H.-J. Sander, Theologischer Kommentar zur Pastoralverfassung über die Kirche in der Welt von heute *Gaudium et spes* [= Theologischer Kommentar], in: P. Hünermann/B.J. Hilberath [Hg.], Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 4. Sonderausgabe Freiburg/Br. u.a. 2009, 764.
- ¹² M. Sievernich, Die „Pastoralität“ des Zweiten Vatikanischen Konzils [= Pastoralität], in: M. Delgado/M. Sievernich [Hg.], Die großen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre Bedeutung für heute. Freiburg/Br. 2013, 50.
- ¹³ Vgl. J. Ratzinger, Salz der Erde. Christentum und katholische Kirche im neuen Jahrtausend [= Salz der Erde]. Augsburg 2000, 70; vgl. Papst

- Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*. Licht des Glaubens. Leipzig 2013, 43-52; 70-72.
- ¹⁴ Das Zueinander beider Konstitutionen wird unterschiedlich bewertet. Vgl. E. Klinger, Primat der Orthodoxie oder der Orthopraxie? [= Primat], in: E. Garhammer/W. Weiß [Hg.], Brückenschläge. Akademische Theologie und Theologie der Akademien. Würzburg 2002, 265f., lehrt das Konzil den Primat der Orthopraxie; anders dagegen J. Ratzinger/Benedikt XVI. in *Theologische Prinzipienlehre*. Bausteine zur Fundamentaltheologie [= Prinzipienlehre]. München 1982, 408; vgl. ferner Anmerkungen 24 und 25.
- ¹⁵ E. Klinger, Primat der Orthodoxie oder der Orthopraxie? [= Primat], in: E. Garhammer/W. Weiß [Hg.], Brückenschläge. Akademische Theologie und Theologie der Akademien. Würzburg 2002, 265f.
- ¹⁶ W.J. Hoye, Liebgewordene theologische Denkfehler [= Denkfehler]. Münster 2006, 98f.; vgl. R. Weimann, Dogma und Fortschritt, 69.
- ¹⁷ Vgl. W.J. Hoye, Denkfehler, 113.
- ¹⁸ Vgl. J. Ratzinger, Glaube, Geschichte und Philosophie. Zum Echo der „Einführung in das Christentum“, in: *Hochland* 61[1969]71. J. Ratzinger weist darauf hin, dass es gerade die „kritischen Katholiken“ sind, die sich diese philosophischen Grundlagen zu eigen machen und damit einem konsequenten Neomarxismus huldigen.
- ¹⁹ Vgl. J. Ratzinger, *Theologie*, 68f.
- ²⁰ J. Ratzinger, Schauen auf den Durchbohrten. Versuche zu einer spirituellen Christologie [= Durchbohrten]. Einsiedeln 1984, 104.
- ²¹ Vgl. L. Häberle, Anker gegen den Relativismus. Zu den Dialogen von Josef Kardinal Ratzinger mit Marcello Pera sowie mit Jürgen Habermas und Paolo Flores d'Arcais, in: *IKaZ* 36[2007]588.
- ²² J. Ratzinger, Auf Christus schauen. Einübung in Glaube, Hoffnung, Liebe [=Einübung]. Freiburg/Br. u.a. 1989, 22f.
- ²³ Vgl. J. Ratzinger, *Theologische Prinzipienlehre*, 408; vgl. zum Folgenden G. Lohaus, Kirche und Pastoral bei Joseph Ratzinger. Die pastorale Relevanz seines konziliären Kirchenbegriffs [= Kirche und Pastoral 1]. Teil 1, *Pastoralblatt* 5[2001]131-141.
- ²⁴ J. Ratzinger, *Theologische Prinzipienlehre*, 396; 408.
- ²⁵ J. Ratzinger, *Wesen und Auftrag*, 30.
- ²⁶ J. Ratzinger, *Wesen und Auftrag*, 70.
- ²⁷ Vgl. J. Ratzinger, *Wesen und Auftrag*, 71.
- ²⁸ Vgl. J. Ratzinger, *Einführung in das Christentum*. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis [= Einführung]. München 87-881998, 116.
- ²⁹ Vgl. J. Ratzinger, *Theologische Prinzipienlehre*, 326.
- ³⁰ J. Ratzinger, *Theologie*, 24.
- ³¹ Vgl. J. Ratzinger, *Theologie*, 48.
- ³² Vgl. J. Ratzinger, *Theologie*, 48.
- ³³ J. Ratzinger, *Theologie*, 80.
- ³⁴ Zur Rede vom „lieben Gott“ vgl. G. Neuhaus, *Fundamentaltheologie*. Zwischen Rationalitäts- und Offenbarungsanspruch [= Fundamentaltheologie]. Regensburg 2013, 186f.
- ³⁵ Zur Verharmlosung der Botschaft und der Person Jesu vgl. G. Lohfink, *Gegen die Verharmlosung Jesu*. Freiburg/Br. 2013, 9:
- ³⁶ Das Problem darf natürlich nicht auf die Frage „Kommunionempfang Ja oder Nein“ verkürzt werden. Hinzu kommt nämlich, dass ein geschiedener und wiederverheirateter Christ auch ein Leben lang vom Empfang des Bußsakramentes ausgeschlossen bleibt, die große Chance auf Versöhnung und Neuanfang, da ihm eine Umkehr nicht möglich ist. Das macht es noch schwieriger, eine pastoral gute Lösung zu finden, die nicht die Unauflöslichkeit der sakramentalen Ehe in Frage stellt.
- ³⁷ Zur Eucharistiefeier ohne Sakramententheologie vgl. W. Hauerland, in: *In Treue zum Auftrag Jesu*. Die Eucharistie als Quelle und Höhepunkt des Christseins heute [= Auftrag], in: *IKaZ* 42[2013]274; vgl. zum „Verlust“ der Sakramentalität der Eucharistie auch K.-H. Menke, Die Sakramentalität der Eucharistie, in: *IKaZ* 42[2013]249-269. Dieses „Fehlen“ der Sakramentalität ist letztlich auch die Motivation seines Buches „Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus“. Regensburg 2012.
- ³⁸ Besteht dann nicht die Gefahr, dass solche „Auflösung“ ähnliche Reaktionen hervorruft, wie sie beim Familienpapiert der EKD festzustellen waren?: Zum Beispiel *Berliner Tagesspiegel* vom 26.6.2013: „Eine Glaubensgemeinschaft aber, die es nicht mehr wagt, von ihren Gläubigen etwas zu verlangen, verliert ihren Markenkern, sie gibt sich auf. Da, wo alles gut ist, ist am Ende nämlich alles egal“.
- ³⁹ Vgl. vorherige Anmerkung.
- ⁴⁰ Jesus hat sein Kreuz aus Liebe auf sich genommen, nicht weil er das Leiden liebte, sondern weil er uns liebt. Am Kreuz hat er die Sünde „umgelitten“ in Liebe und so uns Menschen erlöst. Vergleichbares gilt für uns.
- ⁴¹ Vgl. dazu auch Papst Franziskus, *Evangelii gaudium*, Nr. 42: „Der Glaube behält immer einen Aspekt des Kreuzes, eine gewisse Unverständlichkeit, die jedoch die Festigkeit der inneren Zustimmung nicht beeinträchtigt.“
- ⁴² Vgl. dazu W.J. Hoye, Denkfehler, 98. – Der geringschätzigste Ausdruck wie „bloße Theorie“ ist bezeichnend. Die Urheber des Begriffs „Theorie“ hätten dies für paradox oder undenkbar gehalten [vgl. ebd., 98].

Zehn Thesen für einen Paradigmenwechsel in Glaube und Theologie

Anstoß für diese Thesen sind die Praxis bzw. die Pastoral selber – aber auch ein neuer Papst, die Antworten der Kirche in Deutschland auf Fragen aus Rom zu Ehe und Familien, die Diskussionen über Veränderungsprozesse im Kölner Erzbistum und vielleicht auch die Zeichen der Zeit, die vielleicht auch die Zeichen Gottes sind.

Erste These: Die Zeit ist reif für einen Paradigmenwechsel in Glaube und Theologie. Gerade jetzt, vielleicht auch durch einen Veränderungsprozess in Rom, wird deutlich, dass ein Primat der Lehre nicht zukunftsweisend für die Kirche ist. Leitend im Glauben der Kirche ist (zukünftig) die Pastoral und ihr entsprechen eine Theologie der Praxis. Es besteht ein Primat der Praxis gegenüber der Lehre. Die Lehre hat gegenüber der Praxis eine dienende Funktion, die in Erhellung, Reflexion und Weiterentwicklung der Praxis besteht.

Zweite These: Die Hinwendung zur Praxis weg von einem Primat der Lehre hat in Bethlehem im Stall mit der Menschwerdung Gottes begonnen. Die Kirche vollzieht diesen Schritt zweitausend Jahre später. Vielleicht war dies die notwendige Entwicklungszeit für eine reife Kirche.

Dritte These: Jesu Wirken ist Begegnung, Berührung, Beziehung, Praxis und keine Verkündigung einer alten oder neuen Leh-

re. Wenn Jesus verkündigt, verkündigt er sich selber.

Vierte These: Wenn Jesus sich lehrähnlich äußert, ist immer seine Praxis gemeint. Er verkündet kein Lehrgebäude. Seine „Lehräußerungen“ sind Gleichnisse, Fragen, Denkanregungen und keine Dogmen. Seine Praxis ist seine „Lehre“: „Blinde sehen wieder, Lahme gehen, und Aussätzige werden rein; Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet“ (Lk 7,22).

Fünfte These: Die ersten Christen sind primär der Praxis Jesu gefolgt. Sie versammelten sich und wurden so zur Kirche. Kennzeichnend war die Gemeinschaft und ihre spezifische Art des Zusammenseins: „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13,13). Basis ist nicht die Lehre, sondern die Gemeinschaft, die Praxis des Zusammenseins.

Sechste These: Garant der „Kirchlichkeit“ der Praxis ist der Heilige Geist. Nicht Lehre, Amt oder Hierarchie sichern den gemeinsamen Weg der Kirche in der Zeit und durch die Zeit, sondern das Wirken des Geistes in jedem einzelnen, in den Gemeinschaften und der Gemeinschaft. Kirche kann mit der Spannung leben, dass der Geist Einheit in der Verschiedenheit stiftet. Der macht nicht gleich und konform, sondern vielfältig und frei. Vielleicht ist das eine wesentliche Stärke der Katholizität.

Siebte These: Die Lehre dient der Praxis, die Theologie der Pastoral. Sie befinden sich nicht auf gleicher Ebene oder im ausgeglichenen Nebeneinander. Der Primat liegt bei der Praxis bzw. Pastoral. Lehre bzw. eine Theologie der Praxis dienen ihr.

Achte These: Die Tradition ist von Anfang an ein Prozess der immerwährenden Erneuerung, der sich an der Praxis orientiert.

Neunte These: Ämter in der Kirche sind Dienste und keine Stände. Ihre Aufgabe

ist, die Praxis zu beleben, und nicht, sie zu überwachen. Vielleicht ist es ihre besondere Aufgabe, ihrem jeweils entsprechenden Dienst folgend die Praxis vor Erstarrung und Stillstand zu bewahren und zu Veränderungen zu ermutigen. Sie haben ihren Platz in den Mitten des „pilgernden“ Gottesvolkes.

Zehnte These: Kirche ist Kirche auf dem Weg. Sie bewahrt nicht den Stillstand, sondern die Bewegung. Für sie ist die Welt, von der sie ein Teil ist, nicht fremd, bedrohlich, gefährlich oder feindlich. Auf ihrem Weg ist sie offen für Zeichen und Worte Gottes in Zeit und Welt, auch wenn sie manchmal fremd oder feindlich erscheinen. Die Kirche als pilgerndes Gottesvolk ist ein Angebot für die Welt, den gemeinsamen Weg in der und durch die Zeit zu gehen. Je mehr Kirche Mensch unter Menschen wird, desto mehr verkündet sie in ihrer Praxis die Menschwerdung Gottes, desto mehr verkündet sie den Herrn, der mit uns geht.

Theo Paul

Für eine Pastoral der offenen Türen

„Eine Kirche ‚im Aufbruch‘ ist eine Kirche mit offenen Türen ... Die Kirche ist berufen, immer das offene Haus des Vaters zu sein“ (Evangelii Gaudium 46, 47). Papst Franziskus hat mit seinem apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ Türen wieder geöffnet. Mit großer Begeisterung habe ich diesen Text gelesen, und es lohnt sich, auf manche geöffnete Tür hinzuweisen. Dabei ist zu bedenken, dass durch viele Ereignisse der vergangenen Jahre und Wochen die kirchliche See in unserem Land heftig aufgewühlt ist (vgl. Joh 6,18). Nicht nur die Jünger damals im Boot hatten Gegenwind (vgl. Mt 8,24), auch wir erleben heftige Gegenwinde in unserem kirchlichen Alltag. „Es sind aber die Gegenwinde“, so hat es einmal Charles de Foucauld gesagt, „durch die Gott unser Schiff in den Hafen führt.“

Durch alle Krisen, Stürme, Gegenwinde und Engpässe rechnen wir mit dem Horizont Gottes. Gottes Geist wirkt im Heute. Gleich zu Beginn spricht Papst Franziskus die Einladung an jeden Christen aus, „noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern und zumindest den Entschluss zu fassen, sich von ihm finden zu lassen“ (Evangelii Gaudium 3). Die Begegnung mit Jesus Christus ist nichts Exklusives. „Es gibt keinen Grund, weshalb jemand meinen könnte, diese Einladung gelte nicht ihm“ (Evangelii Gaudium 3).

„Freude“ durchzieht das programmatische Dokument. Dabei geht es nicht um oberflächlichen Spaß. Diese Freude ist eine Lebenshaltung, die den Krisen nicht ausweicht. Sie beeinflusst aber die Art

und Weise, wie wir auf die Herausforderung des Lebens reagieren. Franziskus will nicht, dass die „Lebensart (der Christen) wie eine Fastenzeit ohne Ostern“ (Evangelii Gaudium 6) ist. Oder anders formuliert: „Der Verkünder des Evangeliums darf nicht ständig ein Gesicht wie bei einer Beerdigung haben“ (vgl. Evangelii Gaudium 10). Es gibt Zeiten im Leben, die sich als schwer erweisen und den Menschen erschüttern. Doch da ist mehr als die Erschütterung, die Schwere und die Traurigkeit. Wer die Freude des Evangeliums erlebt hat, bleibt nicht bei sich selbst und der eigenen Traurigkeit stehen. Er geht über sich hinaus, da er sich grenzenlos von Gott geliebt weiß und diese Liebe erfahren hat. Es geht um den Blick auf das Leben, den die Freude des Evangeliums weg von der Selbstbezogenheit hin zu den Mitmenschen lenkt.

Das wirkt sich auf den Lebensstil aus. Das eigene Handeln ändert sich. Das selbst Erlebte drängt nach außen. „Das Gute neigt immer dazu, sich mitzuteilen“ (Evangelii Gaudium 9). Mitteilen bedeutet missionarisches Handeln. Hierin zeigt sich das „Paradigma für alles Wirken der Kirche“ (Evangelii Gaudium 15). Wie kann das konkret aussehen? Was schlägt Papst Franziskus vor? Auf wunderbare Weise beschreibt er die einzelnen Schritte einer Kirche im Aufbruch, die von einer rein bewahrenden Pastoral zu einer entschieden missionarischen Pastoral übergeht (Evangelii Gaudium 15) und deren Hirten und Evangelisierende „den Geruch der Schafe“ (Evangelii Gaudium 24) haben: Initiative ergreifen, sich einbringen, begleiten, Frucht bringen und feiern. „Die evangelisierende Gemeinde nimmt sich des Weizens an und verliert aufgrund des Unkrauts nicht ihren Frieden. Wenn der Sämann inmitten des Weizens das Unkraut aufkeimen sieht, reagiert er nicht mit Gejammer und Panik. Er findet den Weg, um dafür zu sorgen, dass das Wort Gottes in einer konkreten Situation Gestalt annimmt und Früchte neuen Lebens trägt, auch wenn diese scheinbar unvollkommen und unvollendet sind“ (Evangelii

Gaudium 24). Es geht um eine Pastoral, die nicht defizit-, sondern chancenorientiert ist. Wir suchen zuerst nach den Stärken der Menschen, nicht nach ihren Schwächen. Es geht um eine Weiterentwicklung der pastoralen Berufe, darum wie Getaufte, Gefirmte, Gesegnete, Geweihte, Beauftragte und Gesendete in den differenzierten Lebenswegen der Menschen mit ihren Charismen präsent sein können.

Kirche im Aufbruch

Es geht um die Änderung einer Geisteshaltung. Es passt nicht zu einer Kirche im Aufbruch, wenn sie sich einschließt und das Bestehende bewahrt. Leben mit offenen Türen, gestalten einer Willkommenskultur in den verschiedenen kirchlichen Tätigkeitsfeldern ist eine Maxime der Kirche im Sinne Franziskus! Wie sehen die Strukturen einer Kirche aus, die offen und dynamisch ist? „Ich träume von einer missionarischen Entscheidung, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, die Stile, die Zeitpläne, der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient“ (Evangelii Gaudium 27). Es geht Franziskus um eine Pastoral der Neuausrichtung, die sich auch auf die Strukturen auswirken muss. Es geht um eine „heilsame Dezentralisierung“ (vgl. Evangelii Gaudium 16, vgl. 32) von Rom zu den Ortskirchen, aber auch in Bistümern zu den Gemeinden und Einrichtungen. Franziskus fordert das Subsidiaritätsprinzip nicht nur in der Gesellschaft ein, sondern auch im kirchlichen Alltag. In seinem Rundschreiben macht er vorbildlich deutlich, wie viele Stellungnahmen er von Ortskirchen zu Wort kommen lässt. Um gute Lösungen zu finden, benötigen die Verantwortlichen eine Freiheit, die die verschiedenen philosophischen, theologischen und pastoralen Richtungen einbindet. Vielfalt ist, wenn sie mit Achtung und Liebe vorgetragen wird, nicht Zeichen einer Bedrohung und Zersplitterung, son-

dern trägt zur Entfaltung der Kirche bei (vgl. Evangelii Gaudium 40).

Franziskus bekräftigt die Bedeutung der Pfarreien, die als kleinste Einheit „eine große Formbarkeit“ besitzen „und ganz verschiedene Formen annehmen (können), die die innere Beweglichkeit und die missionarische Kreativität des Pfarrers und der Gemeinde erfordern“ (Evangelii Gaudium 28). Entscheidend ist für Franziskus herbei der „Kontakt mit den Familien und dem Leben des Volkes“ (Evangelii Gaudium 28). Die Pfarrei darf keine „weitschweifige, von den Leuten getrennte Struktur“ (Evangelii Gaudium 28) sein. In einem Gespräch mit Sergio Rubin und Francesca Ambrogetti konkretisiert er dies am Beispiel von Buenos Aires. „Vor einiger Zeit habe ich einen italienischen Journalisten darauf aufmerksam gemacht, dass unsere Religionssoziologen sagen, der Einflussbereich einer Pfarrei umfasse 600 Meter im Umkreis der Kirche. In Buenos Aires beträgt der Abstand von einer Pfarrei zur anderen in der Regel 2.000 Meter. Deshalb habe ich den Pfarrern einmal den Vorschlag gemacht, eine Garage zu mieten und, wenn sie einen geeigneten Laien hätten, diesen dorthin zu schicken, um ein wenig bei den Leuten zu sein, eine Katechese zu halten und sogar den Kranken die Kommunion zu bringen, aber auch anderen, die das wollten. Ein Pfarrer entgegnete mir daraufhin, wenn er das einführen würde, würden die Gläubigen nicht mehr zur Messe kommen. ‚Wieso denn das!‘, rief ich. Und ich fragte ihn: ‚Kommen denn jetzt viele Menschen zur Messe?‘ ‚Nein‘, antwortete er. Auf die Menschen zuzugehen bedeutet auch, ein wenig von uns selber wegzugehen und den eingezäunten Bereich unserer eigenen Meinungen zu verlassen, wenn diese zum Hindernis werden und den Horizont verschließen, der Gott selbst ist. Und das heißt konkret, sich in eine Haltung des Zuhörens zu versetzen“ (S. Rubin/F. Ambrogetti, Papst Franziskus – Mein Leben, mein Weg. El Jesuita. Die Gespräche mit Jorge Mario Bergoglio, Freiburg – Basel – Wien 2013).

Der Papst versteht die Pfarrei als Gemeinschaft von Gemeinschaften (Evangelii Gaudium 29), die immer mehr in den unterschiedlichsten Milieus gegenwärtig sind, „wo das Licht und das Leben des Auferstandenen am meisten fehlen“ (Evangelii Gaudium 30). Die Neuausrichtung des pastoralen Handelns ist für den Papst mit einer lebendigen Dialogkultur innerhalb der Bistümer und Gemeinden verbunden (vgl. Evangelii Gaudium 31). Für diesen lebendigen Dialog wird es notwendig sein, die Menschen nicht mit einem Überangebot von Lehren zu konfrontieren, sondern sich auf die wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens zu konzentrieren (vgl. Evangelii Gaudium 35) und mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wahrzunehmen, dass es eine Hierarchie der Wahrheiten gibt (Evangelii Gaudium 36).

Kirche als Volk Gottes unterwegs

„Kirche sein bedeutet Volk Gottes sein, in Übereinstimmung mit dem großen Plan der Liebe des Vaters. Das schließt ein, das Ferment Gottes inmitten der Menschheit zu sein“ (Evangelii Gaudium 114). Sich als Mitglied des Volk Gottes zu verstehen, setzt ein neues Verständnis der tragenden Rolle eines jeden Getauften voraus (vgl. Evangelii Gaudium 120). Jeder Getaufte ist dazu aufgerufen, im Alltag Zeugnis über seinen Glauben abzulegen und damit an jedem Tag und zu jeder Zeit Missionar der Frohen Botschaft zu sein. Die große Mehrheit im Volk Gottes sind die Laien, die als Getaufte gemeinsam mit den Priestern für die Gestalt und das Wirken der Kirche Verantwortung tragen. Damit sie diese Verantwortung wahrnehmen können, muss Ihnen das notwendige Handwerkszeug gegeben werden: „Die Bildung der Laien und die Evangelisierung der beruflichen und intellektuellen Klassen stellen eine bedeutende pastorale Herausforderung dar“ (Evangelii Gaudium 102).

Mit den je eigenen Charismen sollen die Gemeindemitglieder zum Aufbau der Kir-

che befähigt werden. Dabei ist das Engagement nicht auf den innerkirchlichen Bereich begrenzt. Vielmehr wünscht Franziskus das „Eindringen christlicher Werte in die soziale, politische und wirtschaftliche Welt“ zur „Verwandlung der Gesellschaft“ (Evangelii Gaudium 102). Denn: „Alle Christen, auch die Hirten, sind berufen, sich um den Aufbau einer besseren Welt zu kümmern“ (Evangelii Gaudium 183). Für ihn gehören dazu der Einsatz für eine menschlichere Wirtschaft (Evangelii Gaudium 202 bis 208), die gesellschaftliche Eingliederung der Armen, der Migranten, der Opfer von Menschenhandel und Gewalt (vgl. Evangelii Gaudium 209 ff.). Der Papst wünscht sich eine Kirche, die sich von den Armen evangelisieren lässt, da sie den leidenden Jesus Christus in ihrer Armut auf besondere Weise erfahren (vgl. Evangelii Gaudium 198). Im Einsatz mit und für die Armen wird der Glaube an den einen Gott, der sich für uns in Jesus Christus offenbart, erst authentisch.

Sakramente

Die pastorale Neuorientierung muss sich auch in der Sicht auf die Sakramente auswirken, denn „die Türen der Sakramente dürften nicht aus irgendeinem beliebigen Grund geschlossen werden“ (Evangelii Gaudium 47). Durch sie können alle Anteil erhalten an der Gnade, dem Heil und der Liebe Gottes sowie an der Gemeinschaft der Christen. Deshalb kritisiert Franziskus auch den oft praktizierten pastoralen Umgang hinsichtlich des Zugangs zu den Sakramenten: „Häufig verhalten wir uns wie Kontrolleure der Gnade und nicht wie ihre Förderer“ (Evangelii Gaudium 47). Doch wenn es das Ziel der missionarischen Pastoral ist, möglichst vielen Menschen Anteil an der Freude des Evangeliums zu geben und die rettende Erfahrung der Begegnung mit Jesus Christus zu ermöglichen, dann darf die Kirche eben keine „Zollstation“ sein. So sagt Franziskus über die Eucharistie: „Die Eucharistie ist, obwohl sie die Fülle des sa-

kramentalen Lebens darstellt, nicht eine Belohnung für die Vollkommenen, sondern ein großzügiges Heilmittel und eine Nahrung für die Schwachen“ (Evangelii Gaudium 47). Dies Wort ist erfüllt von einer Geisteshaltung der Offenheit und Barmherzigkeit.

An die Barmherzigkeit erinnert Franziskus auch beim Sakrament der Versöhnung: „Die Priester erinnere ich daran, dass der Beichtstuhl keine Folterkammer sein darf, sondern ein Ort der Barmherzigkeit des Herrn, die uns anregt, das mögliche Gute zu tun“ (Evangelii Gaudium 44). Wer das Sakrament der Versöhnung empfängt, will Gott nahe sein und das von Gott Trennende ablegen. Er will die Freude des Evangeliums neu erfahren. Deshalb muss eine missionarische Kirche neu darüber nachdenken, wie sie die heilende Bedeutung dieses Sakraments den Gläubigen vermitteln kann.

Ökumene

Um Authentizität geht es auch im ökumenischen Dialog. Dieser ist keine „erzwungene Pflichterfüllung“, keine „bloße Diplomatie“, sondern „unumgänglicher Weg der Evangelisierung“ (vgl. Evangelii Gaudium 246). „Die Glaubwürdigkeit der christlichen Verkündigung wäre sehr viel größer, wenn die Christen ihre Spaltung überwinden würden“ (Evangelii Gaudium 244). Die Freude des Evangeliums, das doppelte Liebesgebot und der missionarische Auftrag verbinden alle Christen. Der Skandal der Spaltung mindert die Fruchtbarkeit des Evangeliums. In Evangelii Gaudium steht ein Satz, der auf eben diesen Skandal Bezug nimmt und eine hohe Bereitschaft unter den Christen zur Einigung zugunsten der Evangelisierung zur Voraussetzung hat: „Wenn wir uns auf die Überzeugungen konzentrieren, die uns verbinden, und uns an das Prinzip der Hierarchie der Wahrheiten erinnern, werden wir rasch auf gemeinsame Formen der Verkündigung, des Dienstes und des Zeugnisses zugehen kön-

nen" (Evangelii Gaudium 246). Der Verweis auf die „Hierarchie der Wahrheiten“ kann als Bereitschaft seitens des Papstes zum Dialog und zu einer Einigung verstanden werden, da hierdurch Zugeständnisse und Kompromisse nicht ausgeschlossen, sondern ermöglicht werden.

Der Durst nach Gott

All die angeführten Punkte demonstrieren Franziskus' Sorge um die Menschen in der heutigen Welt und verstärken die Frage danach, wie die Kirche auf den „Durst vieler Menschen nach Gott“ (Evangelii Gaudium 89) antworten kann. Er will sie davor bewahren, dass sie „versuchen, ihn [den Durst nach Gott] mit irreführenden Antworten oder mit einem Jesus Christus ohne Leid und ohne Einsatz für den anderen zu stillen“ (Evangelii Gaudium 89). Franziskus will, dass diese Menschen in der Kirche „eine Spiritualität finden, die sie heilt, die sie befreit, sie mit Leben und Frieden erfüllt und die sie zugleich zum solidarischen Miteinander und zur missionarischen Fruchtbarkeit ruft“ (Evangelii Gaudium 89). Deshalb ist eine Neuausrichtung der Pastoral auf die Bedürfnisse der suchenden Menschen notwendig. Wir brauchen keine Angst vor der Veränderung zu haben.

Ich möchte schließen mit dem schon oft zitierten Satz: „Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verschlossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist. Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist“ (Evangelii Gaudium 49).

Literaturdienst

Bruno Schrage/Judith Biel: Den Glauben erinnern – Memo für die Seniorenarbeit. Kevelaer 2013.

Den beiden Autoren des vorliegenden Spieles ist es sehr gut gelungen, Erfahrungen aus der Praxis der Altenpflege und ihr Anliegen, den Glauben alter Menschen zur Sprache zu bringen, mit ihrer Spielidee zu verknüpfen.

Die ausgewählten Bildmotive orientieren sich in Auswahl und Gestaltung an den Erfahrungen alter Menschen, die in der (katholischen) Kirche sozialisiert wurden und deren Glauben vor allem durch eine alltägliche, selbstverständliche Praxis geprägt wurde und wird. Die vielfältigen methodischen Anregungen reichen von verschiedenen Spielvarianten, über Fantasieübung, Wortkette, Wissensfragen bis hin zum Gedankenspaziergang. Da dieses Spiel auf der Grundlage erinnerungs- und biografieorientierter Ansätze entwickelt wurde, eignet es sich auch für die Arbeit mit Menschen mit Demenz. Die Arbeit mit den Bildern lässt sich durch das Einbeziehen von Gegenständen (z.B. Gebetbuch, Kreuz, Figuren), Geräuschen (z.B. Gesängen, Glockengeläut) und Gerüchen (z.B. Weihrauch, Kerze) ergänzen und bietet so weitere Möglichkeiten, Glauben erlebbar und spürbar zu machen.

Mit Hilfe dieses Spiels könnte so manches Gespräch in einer Gruppe mit alten Menschen „leichter“ gelingen, weil es den Mitspielerinnen und Mitspielern frei stellt, wie weit sie sich persönlich einbringen wollen. Es darf auch einfach nur Memory gespielt werden.

Der Einsatz des Spiels setzt bei den „Spilleiterinnen und -leitern“ ein Grundverständnis von biografischer Arbeit und die Bereitschaft und Fähigkeit, Glauben ins Gespräch zu bringen, voraus. Voraussetzung ist nicht, Fachfrau oder -mann für Glaubenspraxis und Kirche zu sein.

Ganz praktisch ist noch anzumerken, dass die Karten angenehm in der Hand liegen, stabil und abwaschbar sind. Es sind sogar noch Karten zugefügt, die mit eigenen Motiven gestaltet werden können. Die beiliegende CD ermöglicht es, die Bildmotive auch auf einer Leinwand oder einem Laptop zu zeigen. Damit erweitern sich die Einsatzmöglichkeiten nochmals.

Für mich ist dieses Spiel eine tolle, anregende Bereicherung für die Arbeit mit alten Menschen. Die Hinweise und Anregungen im Begleitheft sind kompakt und hilfreich, so dass dieses Spiel direkt in der eigenen Arbeit mit alten Menschen ausprobiert werden kann und die guten Erfahrungen in der Probephase belegen das sehr eindrücklich. Ich wünsche viel Spaß beim Spielen und mehr...

Peter Bromkamp

Unter uns

Auf ein Wort

Mt 14,22-33 *neu gelesen*
(zum 19. S. i. Jk.)

DU

Ewiger

WORT
*Brücke
zu mir*

*wenn DU
sprichst
trägt sie*

*wenn ich rede
drohe ich unterzugehen
im Wortmeer*

und dennoch

DU
*traust dem
homo pontifex
von einem zum anderen
und so
und immer*

zu DIR

*der Träger
ist
immer schon da*

DU

EWIGER

Gunther Fleischer

Führerlos

Da sich zum diesjährigen Gemeindeausflug erfreulich viele Gemeindemitglieder angemeldet haben, ist man mit einem Doppeldeckerbus unterwegs. Während nun unten gelacht und gesungen wird, ist von oben kein Mucks zu hören. Schließlich steigt der besorgte Pfarrer nach oben und sieht, dass sich alle steif in ihre Sitze pressen und ängstlich an der Lehne des Vordermanns festhalten. Erstaunt fragt der Pfarrer: „Was ist denn los? Ist irgendetwas nicht in Ordnung?“

Das fasst sich der Küster ein Herz und antwortet: „Ihr da unten habt gut lachen, ihr habt ja auch einen Busfahrer.“

Dann hilft es auch nicht

Immer wieder ruft der Pfarrer in den Gottesdiensten zu Spenden auf, denn die Kirche muss dringend renoviert werden. Heute verkündet er: „Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute Nachricht ist, dass unsere Gemeinde genügend Geld hat, um unsere Kirche zu renovieren.“ Staunend nimmt es die Gemeinde zur Kenntnis.

Der Pfarrer fährt fort: „Die schlechte Nachricht ist: Noch immer steckt das Geld in euren Portemonnaies.“

(beide aus: Christliches Hausbuch für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2003. ISBN 3-7462-1483-1).

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E